Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Elfter Jahrgang

[N]r. 44 Leipzig, den 4. November 1897

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1622 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Gedanken von James Martineau — Christliche Apologetik und moderne Weltanschauung: 2. Das Gesetz [der] Erhaltung als Weltgesetz — Der Streit um die Person Christi — Die Stilbarbaren. Ein Wort zu dem so überschriebnen Artikel [N]r. 40 — In Stadt und Tempel der Mormonen: 6—7 — Verschiedenes: Ein angebliches Wort des Grafen Moltke; Die Ent[stehu]ng des Alten Testaments; Veräußerlichung; Das Kind, der Weise und der Teufel; Für Pfarrer Kötzschke; Bitte — Anzeigen

Gedanken von James Martineau

Wir haben Zeit genug für die zeitraubendste Pflicht, aber [keine] für die allerkürzeste Sünde.

Es giebt seltsame Leute, die behaupten, ein religiöser [Men]sch habe kein wirkliches Urteil über Religion. Das ist [gera]de, als ob einer sagen wollte, ein künstlerischer Genius [könn]e den Wert der Poesie nicht verstehen; oder man müsse [sich] hüten, Raffael zu fragen, wenn man wahre Kunst sucht, [oder] Beethoven aus dem Wege gehen, um echte Musik zu [find]en.

Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, zu meinen, die voll[kom]menste Vertrautheit mit menschlichem Wissen biete irgend[wel]che Garantie für innere sittliche Tüchtigkeit. Kein Labora[tori]um vermag das Gift der Leidenschaften zu neutralisiren, [kein]e einen Tiegel zu finden, darin die harte Rinde unsers [Her]zens schmelzen könnte.... Wissenschaftliche Bildung verhält [sich] zur Sittlichkeit neutral; sie erweitert den Gesichtskreis, ohne [die] Qualität des Charakters zu ändern.

Das einzige Wissen, das uns wirklich besser machen kann, [ist] nicht die Kenntnis der Dinge und ihrer Gesetze, sondern [der] Persönlichkeiten und ihrer Gedanken, und ich möchte [lieb]er eine Stunde lang mich in ein edles Herz versenken, als [das] ganze „Gravitationsgesetz“ von Anfang bis zu Ende lesen.

Der ungebildetste Tagelöhner vermag eine Kirche nieder[r]eißen, die nur das Genie und hohes Geschick hatte bauen [kön]nen.

Ohne Opfer kann kein Mensch den Geist eines edlen und [fro]mmen Lebens wirklich festhalten. Es ist für jeden Menschen [gut], wenn er mit voller Ueberlegung über den Kreis seiner [vor] Augen liegenden persönlichen Verpflichtungen hinausgeht [und] sich eine Arbeit sucht — ganz allein um Gottes willen —, [eine] Arbeit, zu der ihn keine Neigung, keine Notwendigkeit [treibt], die er auf sich nimmt, rein als ein Opfer, das er seinem [Gott] bringt.

Ein Mensch, der sein Knie nicht mehr vor der göttlichen [We]isheit beugen will, spricht bald hochmütig von menschlicher [We]isheit und endet zuletzt damit, daß er seine eigne Weisheit [verle]hrt.

P J

Christliche Apologetik und moderne Weltanschauung

2. Das Gesetz der Erhaltung als Weltgesetz

Unser erster Artikel über christliche Apologetik und moderne Weltanschauung („Ideen“ und „Gesetze“) gipfelte in der Forderung, daß die christliche Apologetik allgemeingiltige Gesetze, die sich durch das gesamte Weltgeschehen hindurchziehen, in spekulativer, kombinirender Weise aufsuchen und durch ihre konsequente Durchführung die Wahrheit des Christentums begründen müsse. Es ist jetzt unsre Aufgabe, durch ein bestimmt begrenztes Beispiel das oben nur Angedeutete genauer zu bestimmen und dadurch den Begriff des Gesetzes noch schärfer hervortreten zu lassen. Nur bei einem solchen Verfahren ist eine genaue Kontrole unsrer Behauptungen, Korrektur derselben und Weiterbildung dessen, was Billigung findet, mit Recht zu erwarten.

Da sei zunächst, um jedes Mißverständnis auszuschließen, der Einwand abgelehnt, als wollten wir mit unsrer These die christliche Religion wieder auf das Niveau einer Gesetzesreligion herabdrücken. Es kann sich nach allem bisher Gesagten für uns nicht um die statutarischen Gebote etwa der israelitischen Frömmigkeit oder katholischen Werkgerechtigkeit handeln. Darüber braucht man eigentlich kein Wort zu verlieren. Dieser Irrtum ist durch die Geschichte der Religion längst widerlegt. Vielmehr ist unser Absehn auf den Nachweis gerichtet, daß das Christentum nicht das ist, als was man es häufig ansieht, nämlich nicht etwa nur eine Summe unwahrscheinlicher Lehren und merkwürdiger Vorschriften und Gebräuche. Dann würden Theologie und christlicher Unterricht schließlich auf eine Anweisung hinauslaufen müssen, wie man sich heutzutage in altmodischen Dingen noch halbwegs mit Grazie zurechtzufinden vermöge. Im Gegenteil, das Christentum ist eine mit der sieghaften Gewißheit souveräner Geltung auftretende Weltanschauung und gestaltende Lebenskraft. Es ist keine gesetzliche, wohl aber eine gesetzmäßige Religion, die einheitliche, in sich zusammenhängende Offenbarung der Gesetze, die das ewige Wesen Gottes, des Menschen und der Welt ausmachen, und aus deren Innewerden jedem religiösen Menschen sowohl Kraft und Trost als sittliche Aufgaben entspringen. Wenn diese Gesetze in unser persönliches Bewußtsein aufgenommen und im Leben angewendet werden und uns dann thatsächlich Kraft, Trost und Ziele des Strebens darreichen, und wenn sie sich nun außerdem als allgemeine Gesetze vor dem modernen Welterkennen rechtfertigen lassen, dann ist die zugleich theoretische und praktische Wahrheit des Christentums jedem bewiesen, der sich das überhaupt beweisen lassen will. Ein Rechenexempel kann freilich auf diesem Gebiete so wenig geliefert werden, als sich die Schönheit der Sixtinischen Madonna oder der Blüten der Dichtkunst rein mit Verstandesgründen deduziren läßt. Es soll nur der Weg gezeigt werden, den das neuzeitliche Denken gehen muß, wenn es zu der abschließenden Harmonie des Christentums gelangen möchte.

Es sei der Bestand und das Wesen des Christentums selbst, das an dem Maßstab eines allgemeinen Gesetzes zu messen heute die Zustimmung und geistige Mitarbeit des Lesers finde. Denn wenn eine rechte Verteidigung des Christentums nach unsern bisherigen Erörterungen darin zu bestehen hat, daß jedes der darin enthaltenen religiösen und moralischen Gesetze in seiner Uebereinstimmung mit der ganzen Wirklichkeit und deren Gesetzen geprüft und erwiesen wird, wozu uns schon die Gleichnisse Jesu auffordern, so muß sich das Christentum als Ganzes dies Verfahren erst recht gefallen lassen. Es kann ja hierdurch nur gewinnen, wenn es wirklich die Wahrheit ist. Aber eben seine ganze Existenz ist nach der Meinung Vieler in Frage gestellt. Kühle Philosophen sprechen von seiner Selbstzersetzung. Selbst warme Christen können sich oft kaum des Gefühls erwehren, auf schwankendem Boden oder gar auf einem untergehenden Schiffe zu stehen. Nur ihr Heimatsgefühl, ihr Verwachsensein mit der väterlichen Scholle hält sie noch fest. Was ihr Verstand ihnen verbietet, gebieten ihnen Gründe des Gemüts, wie ein Seemann gerade dann am zähesten auf seinen Planken ausharrt, wenn er den Untergang vor Augen sieht. Die Frage ist also die: *Warum hat das Christentum sich bereits fast zwei Jahrtausende behaupten können? Warum trotzt es noch immer mit selbstbewußtem Mut und freier Stirn den Stürmen unsrer Zeit? Was hat es für Aussichten, auch in Zukunft das Salz der Erde zu sein?*

Das kann nicht durch die Evidenz einer „Idee" — im Sinne eines aus vielen Einzelerscheinungen herausdestillirten allgemeinen Begriffes — erwiesen werden. Damit ließe sich nicht die ganze geschichtliche Erscheinung des Christentums, sondern höchstens die christliche Vorstellungswelt, und auch diese nur *logisch* rechtfertigen. Das Christentum erhebt aber den Anspruch, auch in seiner Vorstellungswelt vor allem *praktisch* anerkannt zu werden. Wenn man behauptet hat, daß die Weltgeschichte am mächtigsten durch Ideen beeinflußt werde, so meinte man doch immer Ideale, packende Ziele. Aber sobald ein Ideal von uns ergriffen wurde, wird es uns alsbald zum ethischen *Gesetz*, das Forderungen an uns stellt. Ein Ziel verdient seinen Namen Ziel doch nur dann, wenn es uns zu dem Versuche seiner Erreichung in Bewegung setzt. Aber auch dann, wenn wir Idee mit Ideal gleichsetzen, ist jene Behauptung zum mindesten einseitig. Die Weltgeschichte wird nicht nur durch mit Bewußtsein ergriffne Ideale bestimmt, sondern auch in ihrem geistigen Verlaufe in noch viel höherm Grade durch unbewußt befolgte Gesetze (die man höchstens Ideale Gottes nennen könnte), denen wir uns auch gegen unsern Willen fügen müssen. Der Anspruch des Christentums auf unabsehbare, ewige Dauer, sein absoluter Charakter muß demnach durch ein allgemeines, bewußt sowohl als unbewußt wirksames Gesetz erwiesen werden. Das ist das *Gesetz der Erhaltung*.

Durch was für Thatsachen läßt sich dies Gesetz auffinden, was ist sein Inhalt, und inwiefern ist es wirklich ein Gesetz? Diese Vorfragen sind zunächst zu erledigen, ehe wir auf Wesen und Bestand des Christentums die Anwendung machen können. Als wir im vorigen Jahrgang (1896, Nr. 27—29)*) das Gesetz des Opfers aufstellten, da war uns unser Problem durch die beängstigende Erscheinung des „Kampfes ums Dasein" aufgegeben. Es handelte sich damals für uns um eine Theodicee, um den Nachweis der auch in den scheinbar widersprechendsten Vorgängen sich bethätigenden göttlichen Liebe. Wir stellten uns auf den Standpunkt des Besiegten und suchten sein Schicksal uns begreiflich zu machen. Indem wir das kausale Gesetz, das im Kampf ums Dasein sich durchsetzt, als zugleich teleologisches Gesetz formulirten, erkannten wir:

> Was kausal Niederlage heißt, heißt teleologisch Opfer; was kausal Sieg ist, ist teleologisch Aneignung des stellvertretenden Wertes des Opfers; was kausal Wirkung ist, ist teleologisch Bestimmung. (Sp. 651.)

Die weitern Ausführungen waren dann eine Veranschaulichung und nähere Bestimmung dieser Erkenntnis.

*) Ich bitte daselbst Spalte 685, Z. 22 v. u. einen Druckfehler zu beseitigen; es ist zu lesen: „für" statt „hier," wodurch der Sinn sich wesentlich präzisirt.

Auch heute ist es der Kampf ums Dasein, nur seine and
befreiende Seite, womit wir uns beschäftigen müssen, weil
Problem, auf welche Weise sich etwas behauptet oder von G
erhalten wird, uns in allen seinen Erscheinungen am schärfs
entgegentritt. Wir stellen uns aber diesmal nicht auf den Sta
punkt des Besiegten, um nach dem Sinne seines Unterlieg
zu forschen und bei dem ethischen und religiösen Werte
Opfers uns zu beruhigen, sondern wir stellen uns auf
Standpunkt des Siegers. Wir fragen auch nicht, weshalb
der *Glücklichere* war, als ob das Glück wie Schnee v
Himmel fiele, sondern wir forschen nach der *Ursache* und d
Recht seines Sieges. In einer Welt von Gesetzen kann
nicht auf Zufall sich gründen. Da giebt es überhaupt kei
Zufall, wie gerade der religiöse Mensch am besten weiß.
Wort Zufall ist weiter nichts, als das allerdings ehrlicherwe
notwendige Geständnis, daß unser diskursives, stückweises u
tastendes Denken zunächst keine genügende Erklärung weiß.
erkennt wohl die beiden (oder mehr) Reihen jede für sich,
irgendwo überraschend zusammentreffen. Wenn also jem
„Glück" hat, so ist uns zwar einerseits die Ursächlichkeit sei
Charakters und Lebens, andrerseits die Kausalität bekannt,
außerhalb seines eignen Thuns oder Lassens ihm seinen Erf
schenkte. Aber das Aufeinanderstoßen dieser beiden (oder me
Reihen frappirt uns. Die in beiden oder, wenn man sich
besser vorstellen kann, hinter ihnen liegende gemeinsame Ursä
lichkeit ist uns verborgen und läßt sich nur intuitiv, propheti
ahnend ergreifen. Sobald uns aber diese Ahnung zur Gew
heit wird, ist der „Zufall" erklärt, also als solcher verschwund
In diesem objektiven, wenn auch nicht in allen Einzelfäl
unserm subjektiven Denken erreichbaren Sinne ist der Sieg
Kampfe ums Dasein stets streng kausal begründet und desha
sobald wir teleologisch, zwecksuchend urteilen, nicht ein in d
Schoß gefallenes „Glück," sondern ein wohlerworbnes oder v
Gott zuerteiltes Recht.

Worauf nun gründet sich dies Recht? Das l
sich am deutlichsten durch konkrete Beispiele zeigen, und
begeben uns deshalb jetzt miteinander auf die Wanderung.

Im Schatten einer dichtbelaubten Allee verlassen wir
Stadt und wandeln durch die Fluren. Die kraftstrotzen
weithin sich erstreckende Reihe der prächtigen Bäume erqu
und entzückt uns. Aber der Landwirt möchte sie am liebsten
abhauen. Denn er weiß, daß der ihnen gleichlaufende Strei
seiner Felder nur schlecht gedeihen kann. Seine meist nur e
jährigen Gewächse können gegen die festgewurzelte Kraft sol
Riesen sich nicht behaupten, sondern kümmern schwindsüchtig
ihrem Schatten. Das klagt uns der Bauer. Wir freund
uns mit ihm an, und er ladet uns mit freundlichem Sto
ein, auch seinen Stall zu besichtigen. Das ist jetzt die sicher
Quelle seines Wohlstands geworden. Wir sollen eine droll
Schar rosiger Ferkel bewundern. Vielleicht thun wir es n
mit Abscheu vor Stallgeruch und mit städtischer Herablassu
vielleicht auch mit wirklicher Freude an dem muntern Treib
der Tiere. Sind wir aber für prinzipielle Fragen interessi
so giebt uns eine fast regelmäßig sich wiederholende Erscheinu
Anlaß zum Nachdenken. Nämlich nicht alle Tiere sind gleichmä
entwickelt, und bei einer Wiederholung unsers Besuches würd
wir vielleicht den Unterschied noch größer finden. Während
Mehrzahl mit urwüchsiger Hast über das ihnen hingeschütt
Futter herfällt, steht eins oder stehen mehrere verschüchtert
der Ecke. Weshalb? Sie getrauen sich nicht, den Wettstr
mit ihren Geschwistern aufzunehmen. Solange sie existir
haben sie die bittere Erfahrung machen müssen, daß sie n
Püffe und Bisse bekommen, wenn sie mitfressen wollen. Ein
ihrer stärkern Brüder hat sich jetzt sogar mitten in den Tr
gestellt und versperrt mit seiner ganzen Breitseite den ande
die Freßgelegenheit! Wenn sich der besorgte Besitzer nicht d
schwachen besonders annimmt (zufolge des Gesetzes der Unte
stützung), sie etwa in einen andern Verschlag allein stel
müssen sie gewiß zu Grunde gehn. Es ist der Kampf u
Dasein, der uns auch hier entgegentritt.

Wir setzen unsre Wanderung fort und atmen jetzt n
durstigen Zügen den würzigen Duft des Waldes. Es ist g

ichter Wald, dessen Mannichfaltigkeit mit allen Abstufungen rlichen Grüns uns die Brust weitet. Aber unser ästhetischer d seelischer Genuß würde wahrscheinlich wesentlich gemindert rden, wenn uns ein kundiger Forstmann die Geschichte seines aldes erzählte. Aristokratisches Nietzschegefühl würde sich mit merzlichem Mitleid mischen. Da giebt es zwar auch ver- gliche Bäume. So können z. B., wie sich besonders gut in t baltischen Wäldern beobachten läßt, Fichte und Birke in mlicher Nähe nebeneinander existiren. Aber die Schönheit d Kraft der meisten, stolzen oder noch jugendlich anmutigen stalten ist der Ertrag eines schonungslos untereinander ge- hrten Kampfes um Boden, Licht und Luft, ein Kampf, bei m auch zahllose kleinere Geschöpfe der Flora zertreten wurden. elleicht war diese Stelle des Waldes einst eine Wiese. Das nze Geschlecht der Wiesenblumen ist jetzt ausgestorben oder tgedrungen ausgewandert, um anderswo den Kampf ums asein aufzunehmen. Eine siegreiche Schar von Waldblumen an ihre Stelle getreten, ein zwar nicht untereinander ver- äglichen, wohl aber den Bäumen befreundetes und von ihnen littenes Volk. Hier konkurriren die drei Hauptgesetze jeder ntwicklung: das Gesetz der Erhaltung, dem sich heute unser achdenken in erster Linie zuwendet, das Gesetz des Opfers und s Gesetz der Unterstützung, letzteres die Erklärung für das orhandensein organischen Lebens überhaupt.

Es neigt sich der Tag; wir müssen unsre Schritte heim- ärts lenken, so viele und vielleicht bessere Beispiele uns ein elehrter Naturwissenschaftler noch hätte zeigen können. Nicht ehr Waldesboden, Wiese und Feld ist das letzte Stück unsers Beges, sondern Pflaster und Trottoir. Die Schaufenster der äden sind bereits von hellen Lampen glänzend erleuchtet, und ir versagen es uns nicht, im Vorbeigehn einen Blick auf die erführerisch ausgebreiteten Herrlichkeiten zu werfen. Aber aben wir wohl schon daran gedacht, welche Geschichte auch iese Handelsartikel hinter sich haben? Wie vieles ist von agenden Geschäftsleuten und spekulirenden Köpfen schon auf en Markt hinausgeworfen worden und hat sich nicht als bensfähig erwiesen! Es hat sich nicht als Gegenstand des onsums bewährt und hat deshalb bald wieder aus den Läden nd Schaufenstern verschwinden müssen. Speziell in der Technik erden jahraus jahrein die mannichfachsten Erfindungen gemacht. ber es mag etwas noch so schön ausgedacht sein, so kann doch st die Praxis, das Leben über seinen Wert das Urteil sprechen. o kommt es, daß nur die wenigsten neuen Artikel sich halten nnen, und daß wir schon fast geneigt sind, an modernen chwindel zu denken, wenn eine Ware das Zeichen „Patent“ n sich trägt. Auch die Geschichte des Handels und der Er- ndungen ist, wie jede Geschichte der Natur und der Menschen, n Zeugnis für die Wahrheit, daß es einen Kampf ums Da- in giebt.

Doch nun die Hauptsache: Was ergiebt sich aus unsern Beispielen? Wir lassen die naturwissenschaftliche Frage nach er Entstehung der Arten außer Betracht. Wir gehen von er Thatsache aus, daß die Arten bereits in einem annähernd abilen Zustande sich befinden, der nicht bestanden haben mag, ls sie sich in der Urzeit bildeten. Wir fragen nur: Was ist ei dem jetzigen Zustande der uns umgebenden Welt die Ursache eder irdischen Selbstbehauptung oder, was faktisch ebendasselbe t, jeder göttlichen Erhaltung? Denn wie bei dem Gesetze des Opfers, so müssen sich auch hier kausales und teleologisches Gesetz genau entsprechen, da beide in ihrer Wirksamkeit gleicher- weise an Raum und Zeit gebunden sind.

Die nächstliegende Antwort ist natürlich: der Stärkere egt, wird erhalten. Aber wenn man nicht schon von vorn- erein eine bestimmte Erklärung hineinlegt, ist das ein rein nalytisches Urteil, ein Subtraktionsexempel zwischen den Be- riffen stark und weniger stark, ein begriffliches Herausholen essen, was schon das Wort Sieg oder Erhaltung uns sagt. Wir möchten indessen wissen, welcher wirklichen, erfahrungs- mäßigen Ursache die größere Stärke des Siegers und somit eine Erhaltung zu danken ist. Wir wollen eine Erweiterung unsers Wissens an unsern Beispielen gewinnen, ein synthetisches, us der Erfahrung Neues herbeibringendes Urteil. Sonst hätten

wir ja die Suche nach konkreten Beispielen gar nicht nötig gehabt. Hierbei nun, wenn wir sie nachträglich alle überblicken, stellt sich heraus, daß **Gesundheit** (im weitesten Sinne des Wortes) die Ursache war, von der das Stärkeverhältnis und somit Sieg, Selbstbehauptung, Erhaltung abhing. **Gesund aber nennen wir jedes Individuum, gehöre es zur Menschen-, Tier- oder Pflanzenwelt, dessen thatsächlicher Zustand seiner Anlage (Potenz, Bestimmung) entspricht, das also als Individuum dem Begriff seiner Gattung***) voll genügt, z. B. diese Linde hier dem Begriff der Linde überhaupt. So wird eine selber kümmernde Allee oder Baumgruppe das anliegende Feld gar nicht oder nur wenig schädigen können. Sobald sie aber gesund und zudem im Wachstum andern Gewächsen voraus ist, läßt sie in ihrem Bereiche nur wenige genügsame Mitgeschöpfe aufkommen. Alles Andere gelangt gar nicht zu gesunder Entwicklung und daraus resultirender Kraft, d. h. zu relativer, seinen eigentümlichen Umständen entsprechender Uebereinstimmung mit seiner Gattung. Der gesunde Keim giebt allmählich die ihm anfänglich noch eigne Gesundheit an andre Geschöpfe ab (Gesetz des Opfers). So ist es auch im gegenseitigen Verhältnisse der Bäume selbst: die gesunden Exemplare sind immer die stärksten, und wenn wir bewundernd von einem Prachtexemplare reden, dann meinen wir einen solchen, der bis in seine Einzelheiten die seiner Gattung mögliche Entwicklung geleistet hat.

Etwas anders gestaltet sich die Sachlage, wenn in eine gänzlich gesunde Gesellschaft von Pflanzen die Keime neuer, **zukunftsreicherer Gattungen** eindringen. So ist es z. B. bei einem Walde, der auf einer Wiese entsteht. Wenn sowohl die Keime der künftigen Bäume als der ursprüngliche Rasen mit seinen Blumen gesund sind, läßt sich dann ihr zu erwartender Sieg aus der verschiednen Gesundheit erklären? Ebenso, wenn wir einen saubern Rasen im Garten wünschen und nun zu unserm Aerger der Same des Löwenzahns erst nachträglich geflogen kommt und die daraus sich entwickelnden Pflanzen dicht über dem Boden hin ihre langen, beschattenden Blätter erstickend nach allen Richtungen über die zartern Gräser daneben breiten — stimmt dann unsre Behauptung, daß die größere Gesundheit des Siegers die Ursache seiner Selbstbehauptung und Erhaltung sei? Sollte man nicht vielmehr schließen, die bereits vorgeschrittene Entwicklung und gefestete Gesundheit der einen müsse regelmäßig das Aufkommen der Eindringlinge verbieten? Wir müssen hier den Begriff des Individuums im Begriff der Gattung untergehn lassen. Die Gattung, die am besten den allgemeinen Existenzbedingungen alles Lebens entspricht, hat im absoluten Sinne am meisten Anspruch auf das Prädikat der Gesundheit. So sehen wir auf verlassenem Kulturlande, bei uns in Deutschland zum Glück eine seltene Sache, in wenig Jahrzehnten sich ganz von selbst Wald erheben, oder, wenn der Boden die Möglichkeit zum Waldwuchs nicht bietet, dann sind Gras, Moos und Flechten als die zähesten und wüchsigsten unter den anspruchsloseren Gattungen auf der ganzen Linie siegreich. Dies ist das Schicksal, das man der schwarzen Erde Rußlands prophezeit hat, wenn seine Kultur immer weiter vernachlässigt werde. Steppe ist das Ergebnis. Gattung hat Gattung aus dem Felde geschlagen. Will man nun sagen, sie habe es fertig gebracht, weil sie stärker sei, so soll das ja unverwehrt bleiben. Nur mache man sich klar, daß man damit eben weiter nichts gethan hat, als eine Thatsache fixirt. Die Erklärung der Thatsache aber ist durch den Begriff der **Gesundheit** viel besser geleistet, sobald man diesen nur nicht auf Grund eines medizinischen Handbuchs, sondern im oben definirten Sinne auffaßt: nicht nur als **Uebereinstimmung des Individuums mit der Gattung, sondern auch der Gattung mit den allgemeinen Bedingungen des Lebens und Wachstums.** Daß sich im Begriff des Lebens und Wachstums, als der gährenden Kraft und doch organischen Ordnung, ein neues Problem aufthut, ist ja außer Zweifel. Aber dieses zu erläutern ist heute nicht unsre Aufgabe, kann vielmehr nur

*) Von dem genauern Sprachgebrauch der Biologie aus praktischen Gründen abweichend brauchen wir den Begriff der Gattung als Zwischenglied zwischen den Begriffen Individuum und Leben überhaupt.

der Uebersichtlichkeit unsrer eigentlichen Erörterung schaden. Wir bleiben in unsrer Untersuchung vor der Thatsache überall vorhandnen natürlichen und geistigen Lebens stehen und fragen nur, nach welchem empirisch nachweisbaren göttlichen Gesetze es erhalten wird, besonders dann, wenn ihm sein Daseinsrecht bestritten wird. Ist nun auch der Begriff der Gesundheit an sich ein zusammengesetzter, der insbesondre die beiden Faktoren der Vererbungs- und Anpassungsfähigkeit in sich schließt, so ist er doch für den Fortgang unsrer Erörterung der einfachste. Einfach aber ist er deshalb, weil er zwar vielfach vermittelt, unserm Bewußtsein aber unmittelbar als selbstverständliche Einheit gegeben ist.

Es ist nicht nötig, die Geltung des nunmehr mit konkretem Inhalt erfüllten Gesetzes der Erhaltung auch in der Tierwelt nachzuweisen, das würde uns zu lange von unsrer eigentlichen apologetischen Abzweckung fernhalten. Sie läuft der eben in der Pflanzenwelt aufgezeigten völlig parallel. Wie dort, so ist auch hier der Kampf ums Dasein nicht die einzige Signatur des gemeinsamen Lebens. Sonst müßte schließlich die stärkste Gattung allein übrig bleiben. Es ist aber auch ein (zunächst unbewußtes, dann bewußt egoistisches, schließlich sittliches) Interesse am Wohlsein der andern Geschöpfe vorhanden, das sich nach dem Gesetz der Unterstützung regelt. Sind jedoch die Individuen einmal miteinander in Kampf geraten, so ist für die Erhaltung das Mehr an Gesundheit das Entscheidende. Es leuchtet ein, daß dieser Vorgang Gesetzescharakter haben muß. Es ist nicht nur eine *thatsächlich* befolgte, sondern eine solche Regel, die befolgt werden muß. Sie ist begründet im innersten Wesen aller Individuen, die darunter fallen. Sie müßten ihr eignes Wesen als Mitglieder ihrer Gattung oder überhaupt als lebende Wesen aufgeben, was unmöglich ist, wenn sie sich diesem Gesetze entziehen wollten.

Dies gilt nun ebenso von der *Menschenwelt*. Auch in ihr können sich von den Erzeugnissen des menschlichen Geistes — um von den einzelnen Individuen zunächst abzusehen — nur die erhalten, die der Natur des Menschen entsprechen, demnach das Prädikat gesund verdienen. Das lehrte uns schon oben der Hinweis auf Handelsartikel und Erfindungen. Wir sahen, alle die können sich nicht halten, die nicht Gegenstand des Konsums werden. Aber welche sind denn nicht fähig, konsumirt zu werden? Alle die nicht den Bedürfnissen, Geschmacksrichtungen, geistigen und moralischen Tendenzen des Menschen, also seinem allgemeinen Wesen genügen. Sobald eine Erfindung diesen Bedingungen entspricht, reden wir deshalb von einer *gesunden Idee*, die ihrem Entdecker zwar meist nicht im Kampfe ums Dasein gekommen ist, also nicht in der Absicht gefaßt wurde, damit Geschäfte zu machen oder Erfolg zu haben. Im Gegenteil: Ideen kommen uns meist in der Stille und bei selbstvergessendem Nachdenken. Dann aber, wenn wirklich gesunde Ideen oder Erfindungen uns gekommen sind, werden sie konkurrenzfähig, praktisch verwertbar; thatsächlich also, wenn auch nicht beabsichtigt. War es eine wissenschaftliche Entdeckung (z. B. die X-Strahlen), so nennen wir sie ein fruchtbares Prinzip, d. h. ein Prinzip, das bei der Natur des menschlichen Erkennens und seines speziellen Gegenstandes Aussicht auf nutzenstiftende Fortdauer hat, mit dem also nicht nur der Entdecker, sondern jedes menschliche Denken etwas anfangen kann. Diese Eigenschaft haben wir in unserm ersten Artikel: „Ideen" und „Gesetze" für das wissenschaftliche Prinzip des Gesetzes in Anspruch genommen, wennschon es keine neue Entdeckung war. Im letztern Grunde ist es demnach der Mensch als Gattungsbegriff, der uns mehr oder weniger bewußt den Maßstab für die Gesundheit seiner Erzeugnisse und deren daraus sich ergebende Kraft der Selbstbehauptung und göttlichen Erhaltung giebt.

Im eminenten Sinne ist dies nun der Fall, wo es sich von vornherein um Kollektivverzeugnisse handelt. Ein solches ist unter andern unser Deutsches Reich. Worauf gründet sich unsre Hoffnung, daß es in der vernichtenden Konkurrenz der Nationen von unabsehbarer Dauer sein und im Glanze seines Glückes blühen werde? Darauf, daß es dem Wesen des Deutschen entspricht! Es ist die Erfüllung uralter deutscher

Sehnsucht. Es ist nicht der Einfall einiger gewandter Diplomaten gewesen, bei Gelegenheit des Krieges von 1870 einen neuen Bundesstaat entstehen zu lassen. Nein, es war leidenschaftliche Wunsch gerade der Besten des Volkes, ihr Tram seit der Kindheit Tagen, ihr Ideal, ihre Hoffnung. Weil unsern edelsten Instinkten entgegenkommt, ist es gesund, soweit es diesen Anforderungen nicht genügt, wird es zu Grunde gehen. Als Ganzes aber hat es Aussicht auf göttliche Erhaltung, und nur in einem welfischen Gemüte kann es begreifliche Konflikte hervorrufen, wenn wir bei patriotischen Gelegenheiten Gott auch für dieses Gut seiner Gnade unsern Herzensdank sagen sollen.

In noch höherm Maße, als vom Deutschen Reiche, muß vom Christentume, worauf wir jetzt zum Schlusse die Anwendung machen können, seine Eigentümlichkeit als lebensfähiges Kollektivverzeugnis behauptet werden. Gewiß, es ist entstanden im persönlichsten Selbstbewußtsein seines Stifters. Es ist Offenbarung, weil in den Tiefen der Seele des Heilands die geheimnisvolle Berührung mit der Gottheit sich ereignete. Aber hat Paulus nur phantastischerweise Christus als Haupt der Menschheit und ihr Urbild bezeichnet? War es nicht die in ihm in voller Reinheit auftretende Gattung des Menschen selbst, die sich in seiner Religion den Ausdruck ihres höchsten Denkens, Fühlens und Wollens schuf? War das Christentum nicht von vornherein von Gott für alle Menschen bestimmt und auf ihre Bedürfnisse eingerichtet? Kann das Erlebnis ursprünglicher Offenbarung, das Christus hatte, nicht nacherlebt und zum Teil original fortgesetzt werden, laut Ausweis der Geschichte? Das wird gewiß von Niemandem bestritten werden, der über das Wesen der Offenbarung jemals nachgedacht hat. *Hierauf nur gründet sich die Wahrheit des Christentums.* Die göttliche Wahrheit hinter oder über der allgemeinen menschlichen Wahrheit zu suchen ist abergläubisch, so gut uns die jüdisch apokalyptische Vorstellung eines aus den Lüften kommenden Messiasreiches als Aberglaube erscheinen muß, wenn wir sie an dem christlichen Ideal des Gottesreiches in der Bergpredigt und den Gleichnissen messen. Simplex sigillum veri, das *Einfache* ist das Siegel der Wahrheit. Je mehr deshalb eine Religion den allgemeinen, einfachen Bedingungen des menschlichen Wesens entspricht, desto wahrer ist sie auch, desto mehr hat sie Aussicht, durch das Gesetz der Erhaltung bis in alle Zukunft getragen zu werden. Eine für alle Völker und Zeiten geeignete Religion ist gerade hierdurch die absolute Religion. Durch nichts wird ihr Wesen als offenbarter, echter Religion sicherer erwiesen.

Das war auch die Meinung Jesu und seiner kompetentesten Beurteiler. So läßt der Verfasser des Johannesevangeliums (7, 16) den Heiland sprechen: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern des, der mich gesandt hat." Das ist zunächst eine Behauptung, die noch des Beweises bedarf. Denn diesen Anspruch erhebt schließlich jede Religion. Keine will menschliche Erfindung oder Einbildung, jede will Offenbarung Gottes sein. Aber Vers 17 folgt nun der Beweis, und der stützt sich nicht wiederum auf Offenbarung oder Autorität, sondern ist das uns allen so wohl bekannte klassische Wort: „So jemand *will des Willen thun*, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede." Was uns zu wollen zugemutet wird, müssen wir doch auch *wollen können*. Gesetzt, das Christentum wäre so himmelhoch erhaben, so überschwänglich und für Engel gemacht, daß kein Mensch, selbst bei redlichster Absicht, seine Gefühle und Gedanken damit zu sättigen und in Freud und Leid sein Leben darnach einzurichten imstande wäre, so würde es für uns nichts, aber auch rein gar nichts taugen, wäre also längst abgestorben. So aber zeigt sich seine urwüchsige Gesundheit gerade darin, daß es der fast selbstverständliche Ausdruck dessen ist, was jeder rechte Mensch selbst eher oder später hätte sagen, hoffen und fordern mögen — womit freilich nicht behauptet sein soll, daß er es fertig gebracht hätte. Es klingt in unsrer Seele an: die Seele des Menschen ist von Natur christlich.*) Daher kommt es, daß das Christen-

*) Ein Wort des Kirchenvaters Tertullian.

m im besten Sinne natürlich ist. Man lese nur einmal raufhin die Bergpredigt und die Gleichnisse Jesu durch, und an wird sich von dieser echten und gesunden Natürlichkeit erzeugen. Jesus selbst — wenn wir die synoptischen Berichte n vornherein für geschichtlich sicherer halten müssen, als den ohanneischen Bericht — hat sich mit klarem Bewußtsein auf e Natürlichkeit und Gesundheit seiner Grundsätze berufen, dem er sie in prononcirter Weise und echt menschlicher rregung pharisäischer Unnatur entgegensetzte. Es sei nur arkus 7, 10—13 angeführt, wo er den Begriff des „Korban," - der religiösen Leistung, die das natürliche Pflichtgefühl er- ickt hat — auf das schärfste brandmarkt und sich auf nichts ndres stützt, als unser schlichtes, allgemein menschliches Gefühl r Recht und Unrecht. So weiter seine Sprüche über Bedeutung s Sabbaths: „Soll man am Sabbath Gutes thun oder Böses un? Das Leben erhalten oder töten?" und der andre: Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht, und nicht r Mensch um des Sabbath willen." Hier ist es geradezu r gesunde Menschenverstand, an den Jesus appellirt, um inen Grundsätzen Evidenz zu geben. Ueberall aber, wo sich als Kind seiner Zeit in jüdischen, nicht allgemein mensch- hen Vorstellungen ergeht (Dämonenglaube, Apokalyptik), sind ine Worte zwar aus Ehrerbietung bis in die jüngste Zeit ufbewahrt worden und werden uns als seine Worte immer eb und wert bleiben — aber in unserm persönlichen Christen- m spielen sie kaum noch eine Rolle.

Dieser urgesunde Charakter des Christentums nun ist es ewesen, der es siegreich durch die Geschichte der Völker greiten und gegen jede Verkehrung seines Wesens immer ergisch sich wehren ließ. Da ist ja auch mancher außerchristliche, unchristliche Faktor (Herrschsucht der Priester, staatliches nteresse) mit im Spiele gewesen, in der Geschichte des Christen- ms ebensogut als im Leben des Einzelnen, das von Erfolg krönt ist. Dies fällt dann unter das Gesetz der (rein logisch- rmal so zu nennenden) Unterstützung, das dem Gesetze s Kampfes ums Dasein parallel geht. Auch hat der allast menschlicher Zusätze es nicht überall und zu jeder Zeit egreich bleiben lassen. So im Orient. Denn die Wahrheit egt nicht bloß durch sich selbst, sondern braucht Menschen, die e vertreten und durchsetzen. Ihr überempirischer, transcendenter, berwältigender Charakter ist ja nichts andres, als die Ueber- nstimmung mit dem überempirischen Menschen, dem Menschen icht als Individuum, sondern als Gattung. So kommt wohl ie Wahrheit über uns, ist aber doch Wahrheit erst in uns nd durch uns. Protagoras hatte so Unrecht nicht, wenn er en Menschen als das Maß aller Dinge bezeichnete. War es ei ihm Skeptizismus, so ist es für uns der Grund unsrer uversicht, trotz aller entmutigenden Erscheinungen. Dies erklärt, aß auch der Siegeszug christlichen Wesens nicht geradlinig ver- aufen konnte. Aber es war doch eben ein Siegeszug, ein Er- altenbleiben und lebendig-gesundes Vorwärtsschreiten, wo ndres zurückblieb und abstarb. War das Christentum im Be- ußtsein seines Stifters zunächst nur ein gereinigter Mosais- us und Prophetismus gewesen (Matth. 5, 17) und ist dann och eine selbständige Menschheitsreligion geworden, so hätte es ihm elbst ebensogut begegnen können, von dem in seinem Schoße ent- tehenden Gnostizismus oder Montanismus über den Haufen ge- orfen zu werden. Sie hatten sich beide drohend dazu angeschickt. ber es stand aufrecht in allen diesen Stürmen. Denn es war tark in seiner Gesundheit. Es blieb im Wachsen, wo Andres ich in sich selbst verhärtete. Es blieb der Sauerteig, der zu urchdringen und zu gestalten nicht müde wurde, wo Andres eine schöpferische Kraft schon verbraucht hatte. Deshalb erhielt s seinen Lohn. Es wurde von dem Gesetz der Erhaltung ge- ragen und lebt noch heute. Die Pastoralbriefe haben ganz echt, wenn sie den Begriff der gesunden Lehre so stark in en Vordergrund rücken. Hier liegt in der That für die Kirche ie Wurzel ihrer Kraft. In allen Gefahren, denen wir bis eute ausgesetzt sind, vom rohen Materialismus an bis zum igotten Pfaffentum, ist dies noch immer die Bürgschaft unsrer offnung. Wie ein starker, gesunder Volksstaat kein Sozialisten- esetz brauchen sollte, so dürfte ein starkes, gesundes Christentum

kein Jesuitengesetz nötig haben. Wir sind innerlich zu stark und sollten zu ehrliebend sein, um vertragen zu können, daß man uns durch polizeiliche Hilfe auf den Beinen halten will. Das heißt, die Unterstützung, deren jedes Innere ja gewiß in einem Aeußern bedarf, an falschem Orte suchen. Ist das Christentum in frühern Zeiten der Phönix gewesen, der sich beim Zusammensturz weltlicher und geistlicher Gewalten in triumphirender Schönheit aus Flammen und Rauchwolken gen Himmel schwang, so wollen wir doch von Gegenwart und Zukunft nicht schlechter denken. Mag es denn auch bei der verschiedenartigen Differenzirung des menschlichen Geschlechts in Völkergruppen, Stämmen, Individuen und Geschlechtern zur Gesundheit des Christentums gehören, in Konfessionen und Richtungen auseinanderzufallen — es ist doch Ein Gott und Vater unser Aller, der da ist über uns Allen und durch uns Alle und in uns Allen. Er hat gemacht, daß von einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen; Berufung, Hoffnung und Glaube sind uns im letzten, göttlichen Grunde gemeinsam. An seinem eignen Reichtum aber kann das Christentum nicht sterben. Nein, je reicher die Früchte, desto gesunder der Baum. Die Stürme der Gegenwart werden ihn nicht fällen, und in seinem Schatten werden auch die Geschlechter der Zukunft Erquickung finden!

Dietrich Graue

Der Streit um die Person Christi

Behaglich plaudernd saß eine Gesellschaft von Herren und Damen um den Theetisch. Eben hatte noch die Abendsonne ihre rotgoldnen Lichter durch die hochstämmigen Ulmen und Linden geworfen, die den erhöhten, geebneten Platz fast von allen Seiten umgaben. Jetzt war sie hinabgesunken, und nur einzelne an den Rändern purpurn angehauchte Wölkchen schwebten hoch oben am sommerlich hellen Abendhimmel.

Man schaute entzückt hinüber in den goldnen Duft. Das Gespräch begann zu stocken. Es war aber auch ein wonniges Plätzchen, auf dem man saß, und der Reiz der Natur, in die Stimmung des Abends getaucht, ergriff jedes Herz.

Seitwärts von dem Punkt, an dem die Sonne gesunken war, tauchten, von den hier etwas zurücktretenden Bäumen nicht mehr verhüllt, über dem niedern Gebüschabhang die schön geschwungnen Linien einer waldigen Hügelkette in die klare Flut des Himmels. Ein köstlicher zarter Hauch, aus tiefem Blau in lichtes Violett hinüberspielend, lag auf dem Gelände der Hügel. Und drüber stand, die ersten Strahlen seines milden Lichtes vom leicht ergrauenden Himmelsbogen herniedersendend, der Abendstern.

Wer hätte in dem leichten Geplauder, das vorher den Tisch umsummt hatte, jetzt noch fortfahren mögen!

Einige aus der Gesellschaft waren aufgestanden und hinausgetreten an den Rand des kiesbedeckten Platzes, auf dem der Tisch, die breite Lehnbank und die Stühle standen. Sie schauten ernst bewegt in das leise verglimmende Abendlicht.

Als man sich wieder gesammelt hatte, nahm das Gespräch eine Wendung. An einen Aufbruch mochte Niemand denken. Die warme stille Abendluft und die leicht herabsinkende Dämmerung lockten zu längerm traulichen Beisammensein. Unter dem Hervortreten der ersten Sterne sammelten sich die Gedanken und schwebten von der lauten, rasch fließenden Zeit hinüber zur stillen großen Ewigkeit.

Man scheute sich nicht, religiöse Gedanken zu äußern, Gedanken, die auch sonst in diesem Kreis oder doch zwischen einzelnen Teilnehmern laut geworden waren. Denn man stand sich nicht fern. Man kannte sich, ja Liebe und herzliches Zutrauen verband Einzelne, die einander schon näher getreten waren.

Da fiel unter allerhand glaubensfrohen Worten, die über die Leiden dieser Zeit sich kühn hinwegschwingen wollten, eine wehmutsvolle Aeußerung darüber, daß man sich in heutiger Zeit so wenig verstehen könne. Hart stießen oft Gegensätze aufeinander und bekämpften sich, die doch im Grunde gar keine Gegensätze seien. Warum denn so wenig Zug zu gegenseitiger

Versöhnung, zu dem uns allen Gemeinsamen? Statt dessen eigensinniger Streit um Nebendinge.

Ja, fuhr eine ältere Dame auf, indem sie den goldnen Kneifer fallen ließ und die feine Häkelarbeit, zu der sie doch nicht mehr sehen konnte, in den Schoß legte: es ist aber auch mit diesen Modernen nicht auszukommen. Sie reißen alles ein, was uns heilig ist. Und mögen sie sich gläubig nennen, sie haben doch einen ganz andern Glauben als wir.

Gewiß, bestätigte ein jüngerer Herr, aus dessen bartlosem Gesicht unter tiefdunkelm Haar ein Paar feurige Augen hervorblitzten, und dessen Sprache den jungen Dozenten an dem neu errichteten Predigerseminar erkennen ließ. Der Christus dieser Modernen ist etwas ganz andres als der Christus der Kirche. Sie reden zwar von ihm zum Teil in unsrer Sprache, in unsern Worten und Begriffen. Aber recht besehen, was ist es, das sie haben? Ein Phantom, das sie sich selbst zurecht gemacht, nichts Wesenhaftes, Wirkliches. Ein solches Gebilde ihrer Phantasie kann sie nicht erlösen. Trotz aller Begeisterung für ihren Christus, den Idealmenschen, bleiben sie in ihren Sünden. Nur im Bekenntnis der Kirche finden wir den wahren, den echten Christus. Wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, das allein ist unser Herr, der uns erlöst hat. Wer an diesen, aber nur an diesen glaubt, der ist gerecht.

Aber mein hochverehrter Professor — erlaubte sich Dr. Mandelberg, der ebenso als Gesellschafter geliebt, wie als Arzt geschätzt wurde, in heiterm Ton zu bemerken — legen Sie nicht allzuviel Gewicht auf Vorstellungen, die, wenn auch immerhin auf Grund der Bibel, Menschen, meinetwegen gelehrte Menschen, sich irgend einmal von unserm Herrn Christus gemacht haben? Warum sollen denn solche Vorstellungen für alle Zeiten festgelegt bleiben? Die Erkenntnis der Menschen wächst eben doch und wandelt sich!

Noch ehe der Professor antworten konnte, hatte ein Andrer um das Wort gebeten. Es war ein kleiner untersetzter Herr mit vielen Silberfäden im Haar und scharf geschnittnen, lebhaften und geistvollen Zügen im leicht gebräunten Gesicht. Er schien in der Gesellschaft noch einigermaßen fremd zu sein. Nur dem Hausherrn und freundlichen Gastgeber war er von frühern Zeiten her bekannt, ja persönlich befreundet.

Erlauben Sie, meine verehrten Freunde, begann er, daß ich mich mit der Erzählung eines Erlebnisses bei Ihnen einführe, das für mich von großer Bedeutung ist, und das, so wenig es zunächst den Anschein haben dürfte, doch unser gegenwärtiges Gesprächsthema sehr scharf beleuchtet.

Sein Ton wie sein ganzes Auftreten waren bescheiden, aber zugleich ungemein gewinnend. Alle waren mit Spannung bereit, ihm zuzuhören. Nur der Professor schien nicht ganz geneigt, auf das Wort zu verzichten, das er dem Doktor entgegen zu halten gewillt war.

Der Freund des Hausherrn begann mit bewegter Stimme zu erzählen:

Ich habe mehrere Jahre in einem englischen Geschäftshaus in Hongkong gearbeitet. Neben mir war in dem gleichen Hause ein junger Mann thätig, ebenfalls ein Deutscher, nur einige Jahre jünger als ich. Wir schlossen uns näher an einander an, und bald verband uns innige Freundschaft.

Eines Abends mieteten wir uns, wie wir oft gethan hatten, ein kleines Segelboot. Es war so schön, nach angestrengter Arbeit sich behaglich auf den Wellen schaukeln zu lassen und vom Hafen aus die hochaufragende Stadt mit ihren Gärten und Landhäusern zu betrachten. Diesmal bogen wir, da das Wetter heiter und der Wind günstig war, um die Südspitze des Hafens herum, um ein wenig weiter an der Küste entlang zu segeln. Kaum waren wir jedoch draußen, so änderte sich der Wind. Und so heftig fuhr er gegen das Segel, ehe wir es wenden konnten, daß unser Boot umschlug. Wir versanken beide, und die Wellen gingen über uns hinweg. Doch tauchten wir wieder auf und kämpften. Ich war im Schwimmen geübter als mein Freund Georg. Und unwillkürlich, wie um ihm zu helfen, blieb ich in seiner Nähe. Doch war kein Gedanke daran, daß er mit meiner Hilfe hätte an das Land kommen können.

Denn auch für mich allein war das Ufer viel zu weit entfe[rnt]. Es war vollständig unmöglich, es schwimmend zu erreichen.

Da hörte ich mitten in meinem trostlosen Kampf ermunter[nde] Zurufe. Sie kamen vom Bord einer chinesischen Dschunke, [die] nicht weit von uns vor Anker lag. Ein Mann war von dem Schiff herabgesprungen und arbeitete sich mit erstaunlicher [Ge]schwindigkeit durch die Wellen zu uns her. Er war auch sei[ner] Kleidung nach fähiger als wir, dem bewegten Element zu trot[zen], denn er hatte nichts als ein leichtes Tuch, das um die Hü[ften] geknüpft war. Mit einem merkwürdigen Scharfblick erkan[nte] er sofort den Unterschied unsrer beiderseitigen Kräfte. Mei[nen] Freund unterfaßte er und schlang dessen Arme um seinen Nack[en]; mich berührte er nur leicht, indem er meine Hand ergriff. Öfters ließ er mich los und stieß mich nur leicht vor sich [her]. Nur wenn er sah, daß ich matt wurde, faßte er mich wie[der]. Aber an meinem Freunde hatte er eine Last, die selbst er, [der] lang hingestreckte, aalgewandte Schwimmer, kaum bewälti[gen] konnte. Ich glaubte zu bemerken, wie er mit der äußers[ten] Anstrengung, deren sein sehniger Körper fähig war, rang [und] kämpfte, aber mit jedem Stoß matter und matter wurde. [Es] schien, als blieben wir immer auf derselben Stelle, nur i[n] äußerster Not uns über Wasser haltend.

Jetzt kam, gerade als die Kräfte uns zu verlassen droht[en], ein Boot von der Dschunke her auf uns zu gerudert. Es w[ar] nur ein kleines Boot, und nur ein einziger Mann saß dr[in]. Aber es war das, was wir brauchten. Der Mut belebte [sich], und wir konnten uns halten, bis das Boot da war. M[it] sicherm Griff faßte der fremde Schwimmer den Rand, h[ob] meinen Freund hinein und legte ihn sanft auf den Boden [des] Bootes. Dann half er mir hinein. Und obgleich das Boot kl[ein] war, sodaß wir vier Mann es ausfüllten, brachten uns [die] beiden Fremden sicher und ungefährdet durch die Brandun[g]. Wir landeten in der Nähe des Hafens.

Nun kehrte der Bootführer zur Dschunke zurück, währe[nd] unser Retter bei uns blieb. Aber wie sollten wir nach Hongko[ng] kommen? Mein Freund hatte während der Bootfahrt eine Men[ge] Wasser ausgebrochen und lag nun bewußtlos am Boden. Au[ch] ich war nicht imstande, mich weit zu schleppen. Aber uns[er] unbekannter Freund wußte Rat. Er schaffte ein paar Chines[en] herbei mit einem Tragsessel. Auf diesen wurde mein Freu[nd] gehoben. Ich ging, von unserm Retter geführt, so gut ich eb[en] konnte, zu Fuß.

Näher als unsre Wohnung lag das englische Hospit[al]. Dort, so machte ich dem Fremden verständlich, sollte er u[ns] abliefern. Es geschah, und bald befanden wir uns in eine[m] saubern Zimmer auf guten Betten in bester Pflege.

Mit einem wunderbaren Blick voll Sanftmut und Wärm[e] hatte sich unser Retter verabschiedet. Aber am nächsten Morge[n] erschien er wieder, diesmal in dem dunkelblauen Gewand d[er] chinesischen Schiffer, und fragte teilnehmend nach unserm B[e]finden. Mein Freund hatte eine leidliche Nacht gehabt un[d] war wieder bei Bewußtsein. Doch litten wir beide an schmer[z]haftem Kopfweh. Nachdem wir einige Worte in sehr mange[l]haftem Chinesisch gewechselt und ihm gedankt, empfahl er si[ch] wieder.

Jetzt sahen und hörten wir lange Zeit nichts von ih[m]. Wir konnten uns auch nicht weiter nach ihm erkundigen, den[n] wir verfielen beide in ein schweres Fieber. Bei meinem Freund[e] wurde die Krankheit typhös, und er war mehrere Wochen hin[]durch ganz unzugänglich. Ich erholte mich rascher und gin[g] bald wieder in unser Geschäft.

Als Georg wieder besser wurde, saß ich oft bei ihm i[m] Krankenzimmer. Wir sprachen natürlich viel über unsern Rette[r]. Mein Freund nannte ihn immer „den guten Chinesen.“ „Ach, sagte ich, wie kannst du nur denken, daß das ein Chinese war. Diese langen schlanken und geschmeidigen Glieder sind nimmer[]mehr die eines Chinesen. Und hast du ordentlich in sein Gesich[t] gesehen? So sieht kein Chinese aus. Es war sicher ein Hindu oder vielleicht ein Malaie von der Halbinsel Malakka. E[r] sprach ja auch gar nicht geläufig chinesisch.“ Aber Geor[g] blieb hartnäckig dabei, es sei ein Chinese gewesen. Und e[r] wolle sich, wenn er wieder gesund geworden, bei der chinesischen

...senpolizei in Kanton nach ihm erkundigen. So stritten wir ... hin und her, und fast hätten wir uns über die Person ...ers Retters ernstlich entzweit.

Weitere Wochen waren seitdem vergangen. Georg war ...ngst gesund und wieder in unserm Geschäft thätig. Da treffe ... eines Tages in unsrer Lesehalle einen mir bekannten eng...chen Missionar, und dieser stellt mir seinen Freund, einen ...erikanischen Missionar aus Ranguhn vor, der längere Zeit ...ter den Karenen in Oberbarma thätig gewesen war. Dieser ...ann gefällt mir außerordentlich gut, und ich begleite ihn in seine ...ohnung. Unterwegs schließt sich uns wie zufällig ein junger ...ensch an, mit dem der Amerikaner zu meinem Erstaunen ...ßerst freundschaftlich verkehrt. Wie ich ihn aber näher ins ...ge fasse, wer ist es? Unser Retter! Es war ein christlicher ...rene, der wegen Mangels an Arbeit auf einem chinesischen ...hiff vorübergehend Dienst genommen hatte und nun mit ...nem frühern Missionar zusammengetroffen war.

Seitdem kamen wir öfters zusammen, Georg und ich mit ...m Amerikaner und seinem Karenen. Es waren trauliche ...tunden wahrhaft brüderlicher Gemeinschaft. Wir lernten in ...m jungen Karenen, mit dem wir uns freilich nur durch Ver...ittlung des Amerikaners unterhalten konnten, einen wahrhaft ...eln Menschen kennen, schlicht, einfach und demütig, aber über ...le Widerwärtigkeiten des Lebens freudig hinwegsehend, weil ... des ewigen Lebens gewiß war.

Hier schwieg der Erzähler, und eine Pause entstand. ...iemand wollte den Eindruck des Gehörten durch eine Frage ...wächen.

Endlich hob der Sprecher wieder an: Sie werden mich nicht ...agen, weshalb ich das erzähle und gerade jetzt in Anknüpfung ... das vorige Gespräch erzähle. Der Zusammenhang wird ...hnen klar sein. Ich meine, mein Freund und ich, wir konnten ...ns im Krankenzimmer wohl streiten über die Person und die ...erkunft unsers Retters. Aber es wäre uns doch nicht im ...raume eingefallen, einander zu sagen: Dein Retter ist ein ...ndrer als der meine; oder gar: Du bist gar nicht gerettet, ...eil du eine andre Vorstellung vom Retter hast als ich. Wir ...aren herzlich dankbar, gerettet zu sein, und liebten unsern ...etter, der eine als einen Chinesen, der andre als einen Hindu. ...uch das war uns klar, daß Gott ihn uns gesendet; ja daß ...öttliche Kräfte in ihm lebendig waren, ahnten wir, noch ehe ...ir wußten, daß wir einem karenischen Christen unsre Rettung ...erdankten. So, denke ich, geht es uns auch mit Christus. ...ier macht sich Jeder sein Bild von ihm und seine eigne Vor...ellung, ob in den traditionellen Bahnen der Kirche oder in ...issenschaftlich neu erschlossenen. Auf die Vorstellung kommt es ...icht an. Die Hauptfrage ist doch wohl die: Sind wir wirk...ch erlöst? Haben wir an ihm thatsächlich den Erlöser, der ...ns aus der Sünde heraus und zu Gott führt? Darüber ...ntscheidet der Glaube. So lange wir aber noch im Glauben ...andeln und nicht im Schauen, werden unsre Vorstellungen ...mmer irrig sein und darum von einander abweichen. Wer ...hristus wirklich ist, das schauen wir doch wohl erst droben, ...enn wir als Bürger seines Reiches um ihn versammelt sind.

Ergriffen und unter herzlicher Zustimmung erhob sich die ...esellschaft. Die Sterne leuchteten hell über den Wipfeln der ...äume, als wären sie Strahlen aus einer andern Welt. Der ...rofessor reichte dem Doktor schweigend die Hand, und der ...erzliche und warme Druck, den die Hand ausübte, sagte deut...ich, eine Erwiderung auf die Frage des Doktors sei nun nicht ...ehr nötig.

Eirenikos

Die Stilbarbaren

Ein Wort zu dem so überschriebnen Artikel in Nr. 40

Ueber diesen Artikel wird sich gewiß mancher patriotische ...unstfreund gefreut haben. Es wird sich aber auch mancher ...ehr kosmopolitische Kunstfreund und noch mehr mancher ...ackere Protestant darüber geärgert haben. Ich will versuchen, ...iese Freude und diesen Aerger zu verschmelzen zu einem ...achlichen Protest. Ich selbst habe mich nämlich sowohl gefreut ...ls — beinahe — geärgert.

In dem Artikel läuft, wie uns scheint, Verschiednes in einander: ein an sich gesunder Widerwille gegen Geschmacklosigkeit und Zimpferlichkeit, beides gewiß anzuerkennen; ein nationaler Haß gegen die süßliche, weichliche Kunst des Südens, die als ein fremdes Element dem Geist unsers Volks in seinen breitern Schichten nicht entspreche und doch für die heimische Kunst ein gefährlicher, ihre Entwicklung geradezu zurückdrängender Konkurrent sei. Darüber wird man wohl noch reden dürfen. Schließlich aber, und das ist das Wichtigste: die nicht geradezu ausgesprochne, aber zweifellos hinter dem Ganzen steckende Anschauung, als sei die Kunst, wenn nur echt, und das heißt auch national, betrieben, ein mächtiges Mittel nicht nur der Kultur, sondern auch der Kirche, und zwar auch gerade der protestantischen. Für diese Haupttendenz muß plötzlich am Schluß Martin Luther auftreten, und zwar der praktische (optimistische) Luther. Ueber diesen letzten Punkt wird man nicht nur reden dürfen, sondern auch müssen.

Ich beginne mit dem erst erwähnten Punkte. Die Geschmacklosigkeit der Pfarrhäuser und Dorfkirchen wäre sicher nicht gerade notwendig. Aber sie ist eben ein Teil der Geschmacklosigkeit unsrer Nation. Wenn ich eine der geleckten neuen Pfarrkirchen sehe, so etwa mit glatten Eckquadern und kalten bläulichen Steinfüllungen dazwischen, mit den gotischen Andeutungen, aus denen man anstatt des vorzuweisen beabsichtigten Stils das Ringen der Kunst mit der Sparsamkeit schmerzlich heraus empfindet, so bin auch ich betrübt und denke: das alte, enge Kirchlein mit seinem Epheu und seinen Baumgruppen, seinem dunkeln ältlichen Dach und seinen blinden Fensterscheiben wäre mir wirklich lieber. Und ich überlege mir, wie viel heimlicher man das Neue hätte gestalten können und noch das Geld dabei sparen, das Architekt, Steinmetz und Zimmermann nach Kräften zu verwirtschaften zusammenhalfen. Aber ich überlege mir auch: den Leuten, die da hineingehen, gefällt das Ding ja, also warum sollen sie es denn nicht haben? Fritz Benthin möchte uns glauben machen, die Bauern dächten, wenn sie die Kirche acceptirten, etwa: einem geschenkten Gaul guckt man nicht ins Maul? Ich glaube das nicht. Diese Leute haben so viel Altes, Zerbrechliches, Modriges, halb Baufälliges um sich herum, daß sie ein ordentliches inniges Wohlgefallen an diesem Neubau haben, der ja gerade durch das Hervorkehren dieser Solidität, die sie suchen und schätzen, das Auge des Kunstkenners beleidigt. Wären sie Franzosen, so möchten sie das Ding auch hübsch haben; aber sie sind eben Deutsche, und so imponirt ihnen die durch Steifigkeit noch besonders hervorgehobne Solidität. Und innen drin ists auch nicht anders. Wenn dort statt des Lionardo da Vinci deutsche Kunstheroen ihr Nest hätten aufschlagen dürfen, so wäre das Interieur allerdings deutscher. Aber daß diese deutschen Bilder dann vollen Anklang fänden und Kunstfreunde (ich sage nicht einmal Kunstkenner!) aus den Bauern machten, glaube ich nun und nimmermehr. Dazu wären auch sie trotz ihrer Eckigkeit lange nicht häßlich genug. Das Geschmier eines vom Kunstkratel besessenen Tünchers würde auf die weit, weit überwiegende Mehrzahl der ländlichen Beschauer einen entschieden angenehmern Eindruck machen. Oder waren vielleicht das Bild- oder Schnitzwerk aus alter Zeit, die Glaskästen mit Kränzen, die Tafeln, Bänder und Sträuße, die des alten Kirchleins Zierat bildeten, von ästhetischem Eindruck? Warum nun also darf kein Lionardo hinein, da doch an eine Geschmacksbildung der Gemeinde nicht zu denken ist? Warum sollen nicht wenigstens der Pfarrer und Lehrer, der Landarzt und Apotheker, die den Lionardo nun einmal lieber sehen, ihren Willen haben dürfen?

Es ist ein altes Kreuz unsrer Kunsteifrigen, daß die Kunst nicht populär sei, und immer und immer wieder soll alles Mögliche daran schuld sein, anstatt daß man sich bei der ganz banalen Wahrheit beruhigte, daß sie nun einmal nichts von allgemeiner Natur ist. Seit es Landvolk und Stadtvolk giebt, hat das Landvolk der Kunst gegenüber sich verständnislos verhalten. Nicht als ob dort kein Kunsttalent sei. Das ist überall, wie Geäder in das Ganze eingesprengt. Aber diese Lust am Schauen und Hören und Verstehen der Kunstwerke aller Art hat stets nur das Stadtvolk als allgemeine Eigentümlichkeit besessen. Und das kommt nicht allein vom Milieu. Es ist in

der Natur begründet, in dem fundamentalen konstitutionell-psychologischen Unterschiede des durch eine Art Ausschließung — um das Wort Auslese zu vermeiden — aus dem Landvolk heraus entstandnen Stadtvolks.

Also zu dem nationalen deutschen Mangel an Geschmack, an dem der Pfarrherr ebenso gut leidet wie seine Gemeinde, kommt noch bei letzterer der ländliche Ungeschmack. Beides zusammen macht beim Landvolk die Bemühungen für deutsche wie für die fremde Kunst so sehr illusorisch, daß nicht einzusehen ist, weshalb die letztere zu Gunsten der erstern völlig geächtet werden soll. Aber der Haß gegen diese fremde Kunst ist überhaupt nicht in solchem Maße berechtigt, wie der Verfasser der „Stilbarbaren“ es meint. Man darf doch wohl schon überhaupt daran erinnern, daß unsre Kultur nicht bei uns erwachsen ist. Ob wir auch nur so weit wären, wenn wir jene fremde Kultur nicht hätten fix und fertig übernehmen können! Ich glaube nicht; mögen wir auch noch so weit zurück sein, wie Fritz Benthin behauptet, ich glaube, wir wären noch viel weiter zurück, hätten wir jene Lionardi nicht aufnehmen können. Daß seither so wenig deutsche Kunst in Deutschland gewesen sein soll, und daß erst die moderne Kunst ein deutsches Gepräge haben soll, kommt mir überhaupt sonderbar vor. Ich finde, wenn ich das Ganze seit der Reformation überschaue, Deutsches genug. War Moritz von Schwind kein Deutscher? Waren Cornelius' Gestalten nicht eckig genug? Ist nicht Kaulbach durch Italien gewandert, ohne auch nur einige Aufnahmen nach den Italienern oder der Antike zu machen, und hat er nicht sein ganzes Leben hindurch kerndeutsch gezeichnet, und das mit einem Realismus, der die deutsche Art wahrlich vollends deutlich zum Ausdruck bringen mußte? Und Ludwig Richter? Und Schwanthaler? Und so viele, viele gerade von den Ersten? Daß die Mediokritäten, die die überwiegende Mehrzahl bilden, sich gern an das bereits entwickelte Fremde anlehnen, anstatt an das halbentwickelte Einheimische, ist ja richtig. Aber schließlich war jenes Fremde, das man vorzog, doch eben auch an sich viel vollkommner als der einheimische Stoff. Warum fahren wir Deutsche denn so gerne nach Italien? Warum entzücken uns die Linien des südländischen Körpers so viel mehr als die des nordischen? Sie sind nicht deutsch? Aber zum Kuckuck! Sie sind graziöser und darum vollkommner; und die Landschaften haben eine Glut des Lebens, die wir in unsrer Heimat nicht finden! Was ist natürlicher, als daß eine Kunst, die dem Natürlichen nachgeht, sich nach dem Süden gezogen fühlt? Und das Natürliche ist und bleibt eben immer die Haupttendenz der bildenden Kunst, ja ist ihr eigentliches Gebiet. Wir haben Historienmalerei und Genremalerei bis ins Kindische reichlich gehabt und uns bis zum Ekel daran gesättigt. So kam schließlich das Bedürfnis nach Landschaft und Nuditäten, und was nur als Staffage wichtiger historischer Begebenheiten gedient hatte oder als Studie die keusche Hülle der Atelierwände nicht passiren durfte, drang als Bild in die Oeffentlichkeit, und sofort wandte sich naturgemäß die suchende Künstlerschar nach den begnadeten Ländern, wo der Mensch nicht bis an die Ohren und Fingerspitzen geharnischt umherläuft und man eine Landschaft in voller üppiger Blüte sehen kann.

Und daran ist nichts zu ändern. Unsre Heimat bietet der bildenden Kunst vorwiegend psychische Motive, während sie doch vorwiegend körperliche, sinnliche begehrt, die sie nur im Süden reichlich findet. Daher Spaltung und ein ewiger Kampf. Wenn das nun aber einmal so ist, so kann man doch wahrlich nichts sehnlicher wünschen, als daß der Teil der Kunst, der das Psychische verschmäht, sich eben dahin wende, wo er das Sinnliche in voller Schönheit und Grazie findet, d. h. also nach Italien. Haben wir einmal Bedürfnis, Schönheit und Grazie dargestellt zu sehen, so muß es uns auch dienlich sein, beides in der höchsten vorhandnen Form dargestellt zu sehen. Gerade ideal beschaffne Kunstobjekte lassen sich bekanntlich am ehesten unverhüllt darstellen, ohne obscön zu wirken.

Dies bringt mich auf die Stellung der bildenden Kunst zur Kultur und zur Kirche und insbesondre zum Protestantismus. Fritz Benthin appellirt, indem er die üppigen Formen des Südens strafend verdammt, scheinbar an die gesunde Sittlichkeit des Deutschen und insbesondre des deutschen Protestant[…] Aber näher besehen, will er doch auch in der deutschen K[…] eigentlich dasselbe, was er dort verdammt, nur in deutsc[…] Form. Sein Protest gegen die Zimpferlichkeit der pfarrhe[…]lichen und pfarrfräulichen Anschauungen verrät dies, wie […] scheint, recht deutlich. Die Kunst soll deutsch werden, a[…] dafür auch frei von den Fesseln der kleinlichen, fälschlich so[…]nannten Sittlichkeit, vulgo Prüderie. Aber das hat doch w[…] seinen Haken. Stellen wir uns auf den Standpunkt der Kult[…], so ist das Anschauen der Werke der bildenden Kunst, wie üb[…]haupt der Kunstgenuß, sofern die Kunst wirklich wahr ist, e[…] Einsicht in die Natur, mithin geeignet, unsre Einsicht, vol[…] Bildung zu befestigen und zu erhöhen. Von diesem Standpu[…] aus mag es also richtig sein, dem Künstler zu gestatten, in voller Fr[…]heit vorzuführen, was er nur will, selbst in vollkommner Nackth[…] Aber es giebt eine Grenze, wo der Kunstgenuß aufhört und d[…] Kitzel anfängt. Ueber dem künstlerischen Erfassen alles and[…] in sich vergessen, das kann, so viel ich weiß, nur der ec[…] Künstler selbst. Und nun vollends, wenn wir uns auf d[…] protestantischen Standpunkt stellen. Menschen, die sich der Ve[…]innerlichung halber glücklich preisen, zu der sich ihre origina[…] psychische Kraft in der Not des unwirtlichen Nordens empo[…]gearbeitet hat, Menschen, die mitleidig auf die bunten Lappen u[…] die trüben Leidenschaften der Katholiken herabsehen, und die i[…] höchstes Gut darin erblicken, daß sie, ihrem Gott sich zu näher[…] nichts als die keusche Form einer geläuterten Sprache g[…]brauchen, sollten sich nicht in den Taumel der Kunstschwärmer[…] hineinreißen lassen. Ich muß gestehen, daß es mir ein gelind[…] Entsetzen einjagt, wenn ich in einem protestantischen Pfarrha[…] von den bewußten modernen Kunstprodukten antreffe; u[…] wenn gar die biedere protestantische Pfarrfrau in die Kunstve[…]handlungen über die Moderne hineingezogen wird, so ist d[…] Situation für mich immer recht peinlich. Wollen denn, dach[…] ich manchmal, die Leutchen katholisch werden? O nein! S[…] wollen gute Protestanten sein und noch bessere werden.*) Abe[…] warum laßt ihr dann den Teufel nicht in seinem molligen, warme[…] Süden, wo er sich so viel lieber tummelt? Wozu ihn m[…] Gewalt an unsre grauen nordischen Wände malen? Der Katholi[…]zismus bleibt immer Herr im Sinnentaumel. Das ist so sein[…] Art. Er überläßt die Menschen ihrem Rausch und faßt si[…] nachher im Katzenjammer an; um konsequent zu bleiben, erteil[…] er dann auch um ein bischen Reue gnädigst die Absolution[…] Dem Protestantismus aber ist die Sinnlichkeit todfeind, weil si[…] ihn herunterziehen müßte von seinem höheren seelischen Niveau[…] und ihn erschlaffen lassen müßte, wo er doch vor Aufgaben[…] steht, für die ein gleichmäßig hochgespanntes seelisches Leben[…] eine nüchterne, spröde Lebensart die Grundlage bildet. Di[…] Urform des Protestantismus ist und bleibt der Puritanismus[…] und wenn Martin Luther diesen anfänglichen Standpunkt aufgab, so glaube ich dafür eine einfache Erklärung zu wissen: das Fleisch ist eben schwächer, als daß auch der stärkste Geist seiner Herr würde, und so gut wie sich selbst kannte Luther auch seine deutschen Landsleute und wußte, wie viel er ihnen zumuten durfte, wenn seine Reform eine politische That bedeuten sollte. Wenn also Fritz Benthin den deutschen Pfarrhäusern vorwirft, sie kennten unsern Luther nicht, so meine ich, Fritz Benthin sähe ihn doch auch zu sehr bloß von der einen und zwar schwächern Seite.

Wenn auf der einen Seite eine innige Hingebung an die bildende Kunst für den Protestantismus ernstliche sittliche Gefahren birgt, so vermag ich andrerseits nicht einzusehen, wieso selbst eine den psychischen Objekten nachgehende, sittlich geläuterte Kunst solch enormen Kulturwert besitzen sollte, wie Fritz Benthin meint. Ich halte sie für das untergeordnetste Kulturmittel, das wir haben, und wenn etwas für die Popularisirung der Kunst gethan werden soll, so käme meines Erachtens zuerst noch die Musik und vor allem die Poesie. Nur die Architektur und eine mit ihr verschmolzene monumentale Bildhauerei hat einen Eindruck auf das Volk, nämlich einen stärkenden auf das Volksgemüt, viel weniger aber als Kunst,

*) Vgl. Nr. 35: Die Moral und die Konfessionen. D H

n als eine eindringliche Vorführung des Imposanten in der ur. Wenn einmal dem Volke Kunstgenüsse geboten werden n, werden es nicht Kunstgalerien sein, die man ihm erbaut, dern Konzerthäuser und Theater. Immer aber wird es t der bequeme Weg der eigentlichen engern Kunst sein, auf die Menschheit ihrem Kulturideal näher kommt, sondern rauhe, von Hemmnissen vielfältig durchkreuzte Weg des Ge- kens. Der *Νοῦς* und der *Λόγος**) sind es, um die sich alles dreht, was man Kulturaufgaben nennt. Nicht die Eindrücke Auges und Ohres sind es, die uns in den Grenzen der nschlichkeit erhalten: das viel tausendfältig verzweigte und ponnene Netz der begrifflichen Vorstellungen ist es, das uns rnd umschließt. Nur durch den Gedanken konnten auch im lichen Süden begnadete Naturen sich reinigen und erhöhen. Es t keinen andern Weg zur Läuterung als diesen, und ich nicht ein, warum Gebildete, die des Glücks des *Νοῦς* *Λόγος* sich erfreuen, jenen Weg verschmähen und ihre kost- , so kurz bemessene Zeit mit umständlichem und doch nie recht bewältigendem (weil positive künstlerische Anlagen voraus- ndem) Kunststudium vergeuden und ihre Muße mit ödem stgeschwätz ausfüllen sollen, anstatt sich damit zu begnügen, Kunstwerke einfach, wie unsre Sprache schon anrät, zu ge- ßen und sich dabei ihr sittliches Urteil unter allen Um- den gewissenhaft zu wahren. Adolf Perino

---

In Stadt und Tempel der Mormonen

6

Die Praxis der Polygamie bestand vor der Lehre. Es eine bekannte Erscheinung, daß Schwärmer und Phantasten t in Sinnlichkeit fallen. Das ist nachweisbar so gewesen den Zeiten des Gnostizismus bis herab zu den Schwarm- tern der Reformation und zu den schwärmerischen Sekten neunzehnten Jahrhunderts. Die Phantasie arbeitet eben t auf dem Wege des reinen Denkens, sondern mit Bildern, damit bewegt sie sich auf dem Gebiete des Körperlichen und schlichen. Schwärmerei und Sinnlichkeit berühren sich nahe. sem Fluche sind auch die Mormonen zum Opfer gefallen. Anfänge der Polygamie gehen bis in die Zeiten ihrer An- gkeit in Nauvoo zurück. Bedeutend gefördert aber wurde durch die zerrütteten Verhältnisse, wie sie nach der Zerstörung Stadt Nauvoo durch Zusammenleben in „Camps“ und durch Nomadentreiben sich ergaben. So stand man eines schönen ges vor einer Thatsache, die man weder länger verheimlichen, auch rückgängig machen konnte, da sie bereits zu sehr ein- irgert war. Nun hieß es, sich so gut als möglich mit dieser tsache abfinden. Da kam ihnen das Alte Testament, aus sie ja auch sonst ihre Vorbilder bezogen, trefflich zu Hilfe. nd doch hier geschrieben, daß auch die Erzväter Abraham Jakob und andre ehrenwerte und gottesfürchtige Männer r als eine Frau hatten. Wenn sie darob nicht von Gott delt wurden, sollte dann nicht die Vielweiberei gar von Gott ubt sein? Wenn die Erzväter in allem vorbildlich sind, en sie es nicht auch hierin sein? Und siehe, mit einem- e entstand die Offenbarung Gottes an den zweiten Pro- ten Brigham Young, durch die die Polygamie zum religiösen ot gemacht wird! Da nur die Frauen, die einem Heiligen etraut sind, an der Seligkeit des tausendjährigen Reichs teil- men können, so war es verdienstliches Werk, möglichst vielen dieser Seligkeit zu verhelfen. In der That erhielt denn die Polygamie unter den Mormonen eine viel ausgedehntere breitung als beispielsweise in der Türkei oder in Japan, sie als ein Luxus erscheint, der nur von den Reichen und nehmen ausgeübt wird.

Die Lehre von der Polygamie artete bei einzelnen gelehrten rmonen in einen phantastischen Gnostizismus aus. Nicht dichtete man Jesus mehrere Frauen an, wie die Schwestern ria und Martha, Maria Magdalena und andre, — man ließ auch Gott selbst mehrfach verheiratet sein. Doch hieße es den „Heiligen“ Unrecht thun, wenn man annähme, daß derartige Spe- kulationen in dem Glauben der Masse irgend welche Rolle spielten, oder gar daß sie heute noch im Ernst geglaubt würden.

Später trugen materiell-wirtschaftliche Gründe wesentlich zur Förderung der polygamischen Praxis bei. Zur Urbarmachung des Landes bedurften die Mormonen vieler Hände. Da mochten ihnen auch fleißige Frauenhände nicht unwillkommen sein, zumal die arbeitenden kräftigen Frauen des europäischen Nordens.

Trotz ihrer Polygamie aber ist es bedenklich, die Mor- monen schlechthin brutal zu nennen. Denn nach außen ging es bei ihnen stets dezent zu, und ein Nachtleben, wie es sich auf den Straßen unsrer Großstädte breit macht, wäre in Salt Lake City stets eine Unmöglichkeit gewesen. Das konnte aber natürlich nicht hindern, daß sie vielfach angegriffen wurden. Die Regierung der Vereinigten Staaten konnte solchen Skandal in ihrem Gebiet nicht dulden. Brigham Young wurde selbst in Untersuchung gezogen; die schärfsten Gesetze wurden erlassen: alles ohne Erfolg. Da, im Jahre 1891, faßten die Mormonen unter ihrem jetzigen Präsidenten Woodruff den Beschluß, aus Zweckmäßigkeitsgründen — nicht prinzipiell, damit die „besondre Offenbarung Gottes“ nicht Lügen gestraft werde — die Poly- gamie aufzuheben. Die wirkliche Veranlassung dazu war die öffentliche Meinung, deren vernichtendem Urteil man sich auf die Dauer doch nicht verschließen konnte. Dazu hatten die Vereinigten Staaten erklärt, nur unter dieser Bedingung Utah, das bis dahin Territorium gewesen war, als selbständigen Staat in ihr Sternenbanner aufnehmen zu wollen. Auch mochten den Mormonen unterdessen selbst allerhand Bedenken gekommen sein. Das Land war urbar gemacht, die Arbeit ließ sich leichter besorgen. Die Polygamie stellte sich wie im Orient, so jetzt auch hier immer mehr als ein kostspieliger Luxus heraus. Auch wird den Heiligen eine Erfahrung nicht erspart geblieben sein, die die Chinesen schon vor dreitausend Jahren in klassischer Weise in ihrer Schrift niederlegten. Die chinesischen Schrift- zeichen sind ursprünglich Bilder wie die Hieroglyphen; es sind infolgedessen oft treffende Bilderrätsel, die uns aufgegeben werden. Da ist z. B. ein Zeichen, das zwei oder auch drei Frauen unter e i n e m Dach darstellt. Was mag das wohl be- deuten? Es bedeutet Streit, Zank, Eifersucht. Und da ist ein andres Zeichen: e i n e Frau unter e i n e m Dach, und auch dieses Rätsel ist nicht schwer zu lösen: es bedeutet Ruhe, Stille, Friede. So hatten denn schon die alten Chinesen erkannt, daß die Poly- gamie, d. h. mehrere Frauen in einem Hause, zu Zank und Hader führt, und daß, wer Ruhe im Hause haben will, nur eine Frau sich nehmen dürfe. Das wird den „Heiligen“ wohl auch allmählich fühlbar geworden sein. Heute ist die Polygamie in Utah beseitigt, und damit hat das Mormonentum für uns seine größte Eigentümlichkeit verloren.

7

Ja, aber wie ist es denn möglich, für eine solche Lehre Anhänger zu gewinnen? Man muß vor allem bedenken, daß das, worauf der Hauptnachdruck gelegt wurde, die baldige Wiederkunft Christi war und was damit zusammenhängt. Das erschien dem Propheten Joseph und seinen Aposteln das Wichtigste und wurde von ihnen stets in den Vordergrund ge- stellt. Diese in der heiligen Schrift begründete Lehre aber hat zu allen Zeiten viele Anhänger gefunden. In Amerika und England haben es die Sekten der Adventisten und Chiliasten wenigstens auf die Dutzendzahl gebracht. Wenn aber die Mormonen auch mit ihren krankhaften Verirrungen und selbst- gemachten Märchen Anhang fanden, so läßt sich dazu nur sagen, daß in Amerika eben alles möglich ist. Der Amerikaner und Engländer, oder kürzer der Angelsachse, mit seinem nüchternen Verstand und seinem klaren, scharfen Blick, mit seiner praktischen Lebensauffassung und seinem gefühlsharten, fischblütigen Herzen ist auf religiösem Gebiet geradezu umge- tauscht. Es ist, als sparte er alle bizarren und barocken Ein- fälle, alles Schwärmen, Träumen und Phantasiren für die Religion auf. Der Amerikaner fühlt sich durchaus sicher und geht unbeirrt seinen Weg, so lange er festen Boden unter seinen

---

*) Nus und Logos, Sinn und Vernunft, Erkenntnis und Denk- nögen. D H

Füßen weiß, so lange er es mit der Welt der Wirklichkeit zu thun hat. Hier, in praktischen Dingen, hat er ein selbständiges Urteil und erkennt sich als Individuum als höchste Autorität an. Dieses Selbstbewußtsein in praktischen Dingen machte sich naturgemäß auch mit Bezug auf die Verwaltung der Kirche geltend und führte im weitern Verlauf notwendig zu Differenzen und Kirchenspaltungen. Das Selbstbewußtsein und die praktische Urteilskraft aber versagen, sobald sich der Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verliert. Wo es hineingeht in die unsichtbare, ungreifbare Welt des Glaubens, da findet die nur für die Wirklichkeit taugende Begabung des Amerikaners ihre Grenze, da wird er unsicher, unmündig, ja unzurechnungsfähig. Auf diesem immateriellen Grunde braucht er einen Halt; aus eigner geistiger Kraft hält er sich nicht aufrecht; sich selbst erst eine Weltanschauung zu schaffen, ist nicht seine Sache. Darum greift er gern nach dem überlieferten, undiskutirbaren Kirchenglauben, damit dieser ihm Halt biete. An ihm will er nicht gerüttelt haben, weil er sonst seinen Halt verlöre. Wenn nun aber der religiöse Amerikaner sich fürchtet, sich außerhalb des Glaubensgrundes zu bewegen, so hat sein beweglicher Geist das Bedürfnis, sich wenigstens innerhalb dieses Gebietes umzuthun. Dabei besteht aber die Gefahr, daß er an einem bestimmten Punkte des Glaubensgebietes besonders haften bleibt und ihn einseitig betont und hervorhebt. Damit aber sind die Anfänge der Exzentrizität und weiterhin der Fanatismus gegeben. Die Gefahr für den religiösen Amerikaner liegt also nicht sowohl nach der Seite des Unglaubens, als nach der des Ueberglaubens, wenn ich so sagen soll. „Uebergläubige" Menschen aber finden in Amerika immer Anhänger. Die Sektenbildung hat darum dort ihr üppigstes Feld, und wo hundert andre exzentrische Ideen ihren Weg machen, da war auch für die Mormonen noch eine Stätte. K M

Verschiedenes

(Ein angebliches Wort des Grafen Moltke) Im Schlußartikel meines Aufsatzes über die „Frage nach der Wiedervereinigung der christlichen Kirchen" (Nr. 30, Sp. 699) habe ich ein Wort des Grafen Moltke angeführt: „Katholisch müssen wir Protestanten doch alle einmal wieder werden." Dieses Wort steht als Motto vor einer anonym erschienenen Broschüre mit dem Titel: Weder Protestantismus noch Romanismus, sondern Katholizismus. Streit- und Friedensschrift eines orthodoxen Katholiken (Berlin, C. F. Conrad. Zweite Auflage. O. J. [1895]) *) Auf meine Anfrage hat mir Herr Professor Langen in Bonn mitgeteilt, daß das Zitat von dem bekannten Diplomaten und Historiker Theodor von Bernhardi stamme und seines Wissens zuerst in Mitteilungen, die dieser in der Kölnischen Zeitung veröffentlichte, gestanden habe; er wisse nicht, welches Maß von Glaubwürdigkeit ihnen zuzuschreiben sei. Ich bedaure nachträglich, bei Aufnahme des angeblichen Moltkeschen Ausspruchs nicht vorsichtiger gewesen zu sein. Leider kann ich der Sache jetzt nicht weiter nachgehen. Es wäre aber sicher von Interesse, wenn einer unsrer Leser darüber nähere Angaben zu machen vermöchte. Herr Superintendent Bronisch in Neusalz a. O., ehemals Pastor zu Kreisau, hat die Authentizität des fraglichen Wortes mir gegenüber energisch angezweifelt. Graf Moltke habe freilich ein Wiedervereinigungsideal sich zurechtgelegt, das in einer geeinten deutsch-nationalen, katholisch-evangelischen Kirche bestanden habe. Hierzu hätte nach seiner bestimmt geäußerten Meinung allerdings gehört, daß die evangelische Kirche von der katholischen, was irgend angängig ist, an Kultusformen übernähme, während die katholische sich dogmatisch zu den Grundwahrheiten der evangelischen bekennen und die Trennung von Rom vollziehen müßte. Daher war Moltke seinerseits persönlich ein streng-kirchlicher Mann und beklagte nur öfter, daß die evangelische Kirche „kirchlich," d. h. in Kultus und Seelsorge, „dem Volk das nicht biete, was thatsächlich der römischen gelinge." Das würde etwa dem Ideal Melanchthons entsprechen, auch zu dem Gedanken Friedrich Wilhelms IV. und seiner Kabinettsordre über den Gebrauch der Bezeichnung „Katholische Kirche" stimmen. Für ganz unmöglich kann ich es eben darum auch nicht halten, daß Graf Moltke jenes Wort: „Katholisch müssen wir Protestanten doch alle einmal wieder werden" gebraucht habe. Daß er dabei an eine Rückkehr der evangelischen Kirche in den Schoß der römisch-katholischen gedacht habe, behauptet natürlich Niemand. Und die Katholiken werden sich auf das Wort nach der oben gegebnen authentischen Interpretation nicht berufen dürfen. G Krüger

*) Durch ein (nachträglich berichtigtes) Versehen habe ich in der Sonderausgabe meines Aufsatzes (Hefte zur Christlichen Welt Nr. 28, Note 30) das Zitat Herrn Professor Langen in die Schuhe geschoben (vgl. Rev. intern. de théol. 4, 79 ff.), der nichts damit zu thun hat.

(Die Entstehung des Alten Testaments) Rede von B. D
Freiburg i. B., J. C. B. Mohr, 1897. 31 S. 60 Pfge.
In einer Rede, die zur Feier der Einweihung der neuen
Universitätsbibliothek gehalten worden ist, versucht einer der origin
unter den derzeitigen Vertretern der alttestamentlichen Wissensch
deutschen Universitäten in knappen Zügen die Geschichte der Entst
des Alten Testaments im Zusammenhang mit der Geschichte Is
uns vor die Augen zu führen. Die für eine derartige Behandlung
gefährliche Aufgabe hätte gar nicht geschickter ausgeführt werden kö
für jeden Laien durchweg verständlich und geeignet, durch die feins
Hervorhebung aller entscheidenden Momente jenen eigenartigen P
ihm zu veranschaulichen, dabei reich an anregenden, auch den Fach
interessirenden Notizen und Ausblicken. Daß Duhm hier darau
zichtet, Beweise für seine Thesen beizubringen, versteht sich von
ebenso, daß die Ehrlichkeit eines der radikalsten Anhänger der Wellha
schen Kritik den Abstand zwischen seiner Anschauung über das Verhä
von menschlichen Fehlgriffen und göttlichem Walten in der Entsteh
geschichte dieser kleinsten aller Bibliotheken und zwischen dem Stand
der altprotestantischen Dogmatik nirgends verdeckt. Aber weder wird
Kritik je durch Pietätlosigkeit verletzend, noch mangelt ihm der Sin
das religiös Große: und trotz aller Proteste der Orthodoxie bleibt sein
daß die Lehre von der Durchsichtigkeit der heiligen Schrift die un
lichste ist, angesichts des jetzigen Zustandes des Alten Testaments
unangreifbare Wahrheit. Dem unbefangnen Leser zeigt er, weshal
dort gar nichts Günstigeres erwarten dürfen, indem er ihn i
zugleich anleitet, die dürftigen Ueberreste der religiösen Litteratur Isr
wie sie im Alten Testament vorliegen, von der Religion Israels,
Religion der Propheten, dieser wahrhaft inspirirten, zu unterscheide
Man braucht nicht jede von Duhm, zumal in chronolog
Fragen, vertretene These oder Formulirung unbesehen anzune
Aber wer von seiner Broschüre den Eindruck gewinnt, „es mehr
Divinationen und Willkürlichkeiten als mit objektiv gesicherten kriti
Ergebnissen zu thun zu haben," der zeigt wunderliche Maßstäbe
Mehr und Minder und verschiebt den Gegensatz, auf den es anko
Der unbefangne Leser wird von Duhm lernen, daß die willkü
Konstruktion von der Entstehung des Alten Testaments, die wi
Tradition verdanken, unhaltbar ist, und daß objektiv gesicherte kri
Ergebnisse positiven Charakters bei den litterarischen Problemen,
das Alte Testament stellt, nur in sehr geringem Umfange überh
erhofft werden dürfen. Vielleicht ist die Lösung solcher wissenschaftl
Probleme eben kein Interesse der Religion, darum von Gott
vorgesehen. Jülich
(Veräußerlichung) eine Hauptgefahr für die Ausübung
geistlichen Berufs in der Gegenwart. Von K. Walz, O
konsistorialrat in Darmstadt. (Vorträge der theologischen Konferen
Gießen. Zehnte Folge.) Gießen, J. Rickersche Buchhandlung, 1
35 S. 60 Pfge.
Ein vortrefflicher Vortrag, der fast noch mehr beim Lesen als
Hören auf mich gewirkt hat. Er gehört in die Litteratur der „Christli
Bedenken eines Sorgenvollen" hinein, die niemand übersehen darf,
in der Geschäftigkeit modernen Arbeitsgetriebes vor Selbsttäuschu
bewahrt bleiben will. Geistliche, die in hoher Stellung einen grö
Kreis von Amtsbrüdern zu überwachen haben, mag die Gefahr
Veräußerlichung, die vielen droht, besonders ängstigen. So hat
auch aus diesem Grunde Ursache, zu Herzen zu nehmen, was von He
kommt. Im übrigen ist nach meiner Ueberzeugung Gefahr und Sü
der Veräußerlichung „in der Gegenwart" nicht ärger als in frü
Zeiten, beides hat nur andre Formen angenommen. Ein wenig
der Verfasser unbewußt mit dem Maßstabe des goldnen Zeitalters.
was er gegen den sozialen Pastor sagt, trifft mehr den Mann
Innern Mission, dieser kann weit eher der Vereinskrankheit, dem W
der kleinen Mittel und damit der Zersplitterung verfallen, als je
dem eine einheitliche Betrachtung unsrer Zustände näher liegt,
vielleicht sogar aus seiner sozialen Erkenntnis vor allem Resigna
schöpft. Zu dem Zerrbild des sozialen Pastors mag dem Verfasser
und jener gesessen haben; ein Typus ist es darum noch nicht.
soziale Richtung ernst erfaßt, wird den Pastor verinnerlichen; erfaßt
sie leichtfertig, so liegt der üble Erfolg nicht an seinem sozialen
teresse, sondern an der Flachheit dieses Interesses. Aber ich habe
Gefühl, daß der hochverehrte Herr Verfasser sich mit mir darüber l
verständigen würde, und ich möchte dem, was er Gewissenwirkendes
sagt hat, nichts abbrechen. Ich möchte vielmehr noch darauf hinwei
daß die Gefahr der Veräußerlichung und Verweltlichung in un
Tagen gar nicht nur dem Pastor droht, daß sie an unserm gan
heutigen Kirchenwesen oft erschreckend deutlich zu Tage tritt. Vielle
gefällt es dem Herrn Verfasser, uns gelegentlich auch darüber ein ern
Wort zu sagen.
(Das Kind, der Weise und der Teufel) von Coulson Kernah
Aus dem Englischen übersetzt von C. R. 1 Mk.
Vor einiger Zeit empfahl ich dieses Schriftchen den Lesern
Christlichen Welt. Zu meiner Freude kann ich heute die kürzlich
Verlage von Friedrich Jansa in Leipzig erschienene Uebersetzung anzei
Der Uebersetzer hat sich redliche Mühe gegeben, der Originalität
Sprache in der Uebersetzung keinen Abbruch zu thun. Bedauerlich
scheint mir nur das gänzliche Weglassen der Vorrede, umso mehr,
Kernahan darin Aufklärung über Zweck und Ziel seiner Broschüre gi
die ohne sie leicht falsch gedeutet werden könnte. Die Ausstattung
Büchleins ist hübsch und sinnreich. M R
(Fur Pfarrer Kötzschke) enthält unsre heutige Nummer ei
Appell an unsre Leser. Wer Näheres über den Fall wissen will, fin

n der soeben erschienenen Broschüre: Der Oberkirchenrat und
rrer Kötzschke. Von Dr. Scheven. Erfurt, W. Wellendorf u. S.
Pfennige.

(Bitte) Eine Anfrage, Gemeinschaftswesen betreffend, ist der
aktion abhanden gekommen. Der Schreiber des Briefes wird freund-
t gebeten, sich zu melden.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

gleich wird ausgegeben Nr. 44 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in der schleswig-holsteinischen Landeskirche

rden gebeten, zwecks engeren Zusammenschlusses ihre Adresse unter
Marke S. W. H. an die Expedition d. Bl. (Herrn J. C. B. Mohr,
pzig, Querstr. 21) einzusenden.

Kandidat der Theologie aus Frankreich

ht sofort Stelle als **Hauslehrer** in einer **deutschen** Familie.
Referenzen: Pasteur **Dückert** à Castres (Tarn) France.

eutsche, der französ. Konversation
mächtig, ev., sucht Stellung in
iem gebild. christl. Hause als Re-
äsentantin. Offerten sub E. 100
die Exped. dies. Blattes erbeten.

Thorwaldsen: Segnender Christus

Größe	100	75	56	48	36 cm
Preis	36.—	20.—	10.—	7.50	3.— Mk.

Hugo Rother's Buchhandlung
(Martin Warneck)
Berlin W 9 Linkstraße 4

Cand. min.,

ide Exam. gut bestanden, $1^1/_2$ Jhr.
littelschullehrer gewesen, sucht für
n Winter passende Stellung.
Off. unter **J. D.** an die Exped.
eses Blattes erbeten.

Aufruf

Herr Pfarrer Kötzschke in Sangerhausen ist wegen seines offnen
intretens für die berechtigten Ziele der Arbeiterbewegung und seiner
ückhaltlosen Aussprache über die engherzigen Anschauungen unsrer
errschenden Kreise mit Versetzung in eine entlegene westpreußische
Diasporapfarre bestraft, und als er um die Wahl einer geeigneteren
Stelle bat, nach nur achttägiger Bedenkzeit seines Amtes ohne Pension
nthoben worden, trotzdem mehr als 90 Prozent seiner Gemeindeglieder
ebhaft für ihn eingetreten sind. Er ist auch jetzt noch fortwährend
Versuchen zu neuen Maßregelungen ausgesetzt. Aeußerer Mittel bar ist
r vor die schwere Aufgabe gestellt, sich in einen neuen Lebensberuf
inzuarbeiten.

An alle freiheitlich und christlich denkenden Männer und Frauen,
ie die charakterfeste Haltung eines bedrängten Mannes schätzen, ergeht
ie Bitte, dazu beizutragen, daß es dem Gemaßregelten ermöglicht
erde, sich eine neue Erwerbsthätigkeit zu schaffen.

Beiträge nehmen entgegen:
M. v. Egidy in Berlin, Prof. **Lehmann-Hohenberg** in Kiel, Pastor
. D. **Göhre** in Leipzig-Stötteritz, Pastor a. D. **Naumann** in Zehlendorf
bei Berlin, Dr. **P. Scheven** in Eisenach, Marienstraße.

Soeben erschien im Verlage von **Eugen Strien** in Halle (Saale):
. Willibald Beyschlag, Zur Abhilfe gegen die ultramontane Noth. Ein Votum zu Graf Paul v. Hoensbroech's neuestem Buche: Der Ultramontanismus, sein Wesen und seine Bekämpfung. Preis 50 Pfennige.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, auch direkt vom Verleger
egen vorherige Einsendung von 55 Pfg. in Briefmarken.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1531. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 43. Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiet
er Römischen Kirche vom 1. Januar bis 30. September 1897 —
Versammlungen: Zehnte Generalversammlung des Evangelischen Bundes;
Neunundzwanzigster Kongreß für Innere Mission; Die Dresdner theo-
ogische Gesellschaft; Die Hamburger Pastoralkonferenz — Deutsche
vangelische Landeskirchen: Ueber die Ausdehnung des Zeremoniells
uf der Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins; Zum Fall Rosen-
hal — Verschiedenes — Vermischte Nachrichten — Personalien

Soeben erschien:

Religiöse Reden
von
Frederick William Robertson.

Neue Sammlung.

Dem Andenken Emil Frommels gewidmet.

Verlag von **Reuther & Reichard** in **Berlin**.

Inhalt: 1. Jugendentwickelung Jesu. — 2. Reinheit. — 3. Ruhe. — 4. Der gute Hirte. — 5. Das neue Gebot: Liebet euch untereinander, wie ich Euch geliebet habe. — 6. Der Friede Gottes. — 7. Petri Sündenbewußtsein. — 8. Die christliche Kirche als Familie. — 9. Der Mann der Schmerzen. — 10. Jesus vor Jerusalem. — 11. Die drei Kreuze auf Golgatha. — 12. Die letzten Worte Christi. — 13. Der Zweifel des Thomas. — 14. Elis Charakter. — 15. Bileam. — 16. Joseph vergiebt seinen Brüdern.

Gr. 8°. Preis Mk. 2.25. In Kaliko hübsch geb. Mk. 3.—.

Diese neue Sammlung Robertsonscher Reden wird von den zahlreichen Besitzern der früheren freudigst begrüßt werden. Die Auswahl ist von der Verfasserin des Lebensbildes Robertsons getroffen und zeichnet sich durch ihren religiös-ethischen Gedankenreichtum ganz besonders aus, während die Berührung alles Dogmatischen sorgfältig vermieden ist. Die Uebersetzung ist von sachkundiger Hand hergestellt; Emil Frommel hatte derselben das Vorwort zugedacht, als er unerwartet abberufen wurde, und wenn die Uebersetzerin, eine seiner begabtesten Schülerinnen, die Sammlung nun dem Andenken desjenigen widmet, der Robertson und dessen Bedeutung dem Verständnis der Gebildeten unsrer Tage erstmals vermittelt hat, so erfüllt sie damit mehr als eine bloße Dankespflicht gegen den verehrten Lehrer.

Gegen Einsendung des Betrags liefere ich franko.

Berlin W. 9, Linkstraße 4. **H. Rothers** Buchhandlung (Martin Warneck).

Tuch u. Buckskin

Ueberzieher-, Cheviot- und **Kammgarnstoffe** in den neuesten soliden Dessins, **schwarze Satins** und **Croisés**, hochfeine Qualitäten, sowie **Altar-** und **Kanzeltuch**, reinwollen Fabrikat und gute Farben, versendet direkt an Private zu sehr billigen Preisen. Reichhaltige Musterauswahl frei.

Theodor Herrmann
in **Sagan Nr. 34** (Schlesien).

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Geschichten Besessener

neuerer Zeit.
Von Justinus **Kerner**, neu herausgegeben. 45 Pf. in Briefm.
R. Lessing, Tübingen.
Notwendig zum Verständnis der Dämonengeschichten des Neuen Testaments.

Verlag von Dörffling & Franke in Leipzig.

Euler, Grundriß der evangelischen Sittenlehre. 80 Pf.
— **Grundriß der evangelischen Glaubenslehre.** 1 Mk.
Graul, K., Die Unterscheidungslehren der verschiedenen christlichen Bekenntnisse im Lichte der heiligen Schrift. Zwölfte, verbesserte und vielfach neu bearbeitete Auflage, herausgegeben von Dr. Reinhold Seeberg in Erlangen. 210 S. 1 Mk. 60 Pf., eleg. gebunden 2 Mk.
Luthardt, Dr. Ch. E., Kompendium der Dogmatik. 9., verbesserte Aufl. 7 Mk., eleg. geb. in Halbfranz 8 Mk. 50 Pf.
— **Kompendium der theologischen Ethik.** 7 Mk., geb. 8 Mk.
— **Zur Einführung in das akademische Leben und Studium des Theologen.** 2 Mk., eleg. geb. 3 Mk.
— **Erinnerungen aus vergangenen Tagen.** Zweite, vielfach vermehrte Auflage. Mit dem Bildnis des Verfassers. 5 Mk., eleg. geb. 6 Mk.
— **Apologetische Vorträge.** Vier Bände. 1. Grundwahrheiten. 12.—14. Aufl. Wohlf. Ausg. 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk. 20 Pf.; 2. Heilswahrheiten. 6. Aufl. 6 Mk., eleg. geb. 7 Mk. 20 Pf.; 3. Moral. 4. Aufl. 6 Mk., eleg. geb. 7 Mk. 20 Pf.; 4. Moderne Weltanschauungen. 3. Aufl. 6 Mk., eleg. geb. 7 Mk. 20 Pf.
— **Geschichte der christlichen Ethik.** I. Hälfte: Geschichte der christlichen Ethik vor der Reformation. 9 Mk. II. Hälfte: Geschichte der christlichen Ethik nach der Reformation. 16 Mk.
— **Predigten.** 12 Bände.

Inhaltsverzeichnisse auf Verlangen portofrei.

Schlottmann, D. K., Kompendium der biblischen Theologie des Alten und Neuen Testaments. Herausgegeben von D. Ernst Kühn. Zweite, durchgesehene und mit einigen Zusätzen vermehrte Auflage. 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.
Stellhorn, F. W., Kurzgefaßtes Wörterbuch zum Griech. Neuen Testament. 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk.
Weber, Dr. Ferd., Jüdische Theologie auf Grund des Talmud und verwandter Schriften. 2. Aufl. 8 Mk., eleg. geb. 9 Mk. 20 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Weltliteratur.

Von **Alexander Baumgartner** S. J.

Erster Band: Die Literaturen Westasiens und der Nilländer. Zweite, unveränderte Auflage. gr. 8°. (XX u. 620 S.) *M.* 9.60; geb. in Halbsaffian mit Goldtitel *M.* 12.

Die erste Auflage war bald nach Erscheinen vergriffen.

Das Werk ist auf sechs Bände berechnet, welche den vielumfassenden Stoff in folgender Gruppirung vorführen werden: I. Die Literaturen Westasiens und der Nilländer. II. Die Literaturen Indiens und Ostasiens. III. Die griechische und lateinische Literatur des klassischen Alterthums und der spätern Zeiten. IV. Die Literaturen der romanischen Völker. V. Die Literaturen der nordgermanischen und slavischen Völker. VI. Die deutsche Literatur.

Das Werk kann auch in Lieferungen à M. 1.20 bezogen werden.

„. . . An Vorgängern hat es Baumgartner nicht gefehlt; wir erinnern nur an Joh. Scherr. Aber jeder, der diesen ersten Band durchmustert, muß zugeben, daß er sie alle an Gründlichkeit der Vorstudien, wissenschaftlicher Ausnutzung aller einschlägigen Specialarbeiten, umsichtiger Gruppirung übertrifft. Die zahlreichen Anmerkungen beweisen Baumgartners rastlosen Fleiß. Er spricht es selbst offen aus, daß er vom christlichen und zwar streng katholischen Standpunkt aus an seine Arbeit getreten ist. Das ist selbstverständlich sein gutes Recht, gegen das man nur dann Einwand erheben könnte, wenn ihn seine Weltanschauung einseitig und ungerecht machen würde. Davon kann unserer Ueberzeugung nach für diesen Band keine Rede sein. Nicht daß jeder jedes seiner Urtheile unterschreiben wird, aber den Vorwurf unwissenschaftlicher, einseitiger Voreingenommenheit wird ihm niemand machen. Sollte denn nur die ungläubige Voraussetzungslosigkeit als ‚gerecht' und ‚unbefangen' gelten? Sie ist oft die allereinseitigste und intoleranteste. Wir können daher die fleißige und gut unterrichtende Arbeit Baumgartners nur empfehlen."

(Neue preußische [Kreuz-] Zeitung. Berlin 1897. Beilage zu Nr. 445.)

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig.

Kürzlich wurden ausgegeben:

Hefte zur Christlichen Welt

Nr.

26. **Sind wir noch Christen?** Von P. Chapuis, Pfarr und Professor in Chexbres-Lausanne. Preis 50 Pfg.
27. **Wellhausen.** Von Lic. J. Meinhold, Professor [d] Theologie in Bonn. (Abdruck aus der „Christlichen Welt.) Preis 60 Pfg.
28. **Die neueren Bemühungen um Wiedervereinigu[ng] der christlichen Kirchen.** Von D. G. Krüger, Profess[or] der Theologie in Gießen. (Durch Belege u. Erläuterungen ve[r]mehrter Abdruck aus der „Christlichen Welt.") Preis 60 Pf[g.]
29. **Wider die Perikopen.** Von Lic. Dr. M. Schia[n] Pfarrer in Dalkau (Schlesien). Preis 60 Pfg.
30. **Kant's Bedeutung für den Protestantismus.** V[on] Dr. Katzer, Pastor primarius in Löbau in Sachse[n]. Preis 75 Pfg.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen

Freikirche, Volkskirche, Landeskirche.

Vorträge, auf dem vierten evangelisch-theologischen Ferienkursus zu Bonn am 13. und 14. August 1895 gehalten von Professor Lic. **Ed. Simons** in Bonn.

Klein 8. 1895. M. 1.—.

Wie man im einzelnen über die in der Schrift berührten Fragen denken mag, jedenfalls ist sie zur Orientirung vortrefflich geeignet und regt zu weiterem Nachdenken über die behandelten Probleme an.

(Theologische Literaturzeitung, 1896, Nr. 5.)

Niederrheinisches Synodal- und Gemeindeleben „unter dem Kreuz."

Unter Verwertung bisher unbenutzten Materials dargestellt von Professor Lic. **Ed. Simons** in Bonn.

Gr. 8. 1897. M. 3.—.

Aus dem Vorwort:

„Diese Gemeinden sind kirchlich die wertvollsten Schöpfungen der Reformation, die Ehre des evangelischen Christentums, der unwiderlegliche Beweis dafür, daß es auch kirchlich mehr zu leisten vermag, als der Katholizismus. . . Darum sind sie geeignet, denen kräftige Impulse zu geben, welche da dienen wollen, wo das „„Leben der evangelischen Kirche pulsirt"", in den Gemeinden."

Ueber den christlichen Glauben.

Antwort eines Laien aus der (badischen) landeskirchlichen Vereinigung auf die Angriffe eines Laien.

Kl. 8. 1897. M. —.60.

Aus badischen Verhältnissen hervorgewachsen ist diese Schrift von Bedeutung für alle protestantischen Landeskirchen. Sie stellt den Glaubensgrund klar, welcher den Alt- und Neugläubigen gemeinsam ist und so den Boden zu gegenseitiger Verständigung bilden kann. Von einem Laien geschrieben verrät sie eine besonders glückliche Gabe, von übersinnlichen Glaubenswahrheiten zu Laien in anschaulicher Sprache zu reden.

Die badische Kirchenratsinstruktion

vom 6. Juli 1797 und die Lehrfreiheit der Geistlichen der evangelischen Kirche.

Ein Beitrag zur Kenntnis der badischen kirchlichen Einrichtungen von Dr. theol. **Ludwig von Stößer,**

Großherzogl. badischer Geheimrat I. Klasse, Ministerialpräsident a. D., vom April 188[?] bis dahin 1895 mit der Leitung des badischen evangelischen Oberkirchenrats beauftragt

Kl. 8. 1897. M. —.75.

Der Verfasser bringt hier das Ergebnis der in langer Amtszei[t] gemachten Erfahrungen in einer für das Leben der Kirche bedeut[-]samen Frage zur öffentlichen Kenntnis, in der Meinung, dadurch de[r] evangelischen Kirche, namentlich derjenigen seiner badischen Heimat zu nützen.

Der Katechismus

für die evangelisch-protestantische Kirche im Großherzogtum Baden, zum Gebrauche der Lehrer und Eltern erklärt von **Heinrich Bassermann.**

Erstes Heft. 8. 1896. M. —.90. | **Zweites Heft.** 8. 1896. M. —.90.

Drittes Heft. 8. 1897. M. 1.20.

In einen Band gebunden M. 4.—.

Sammelmappe M. —.50.

Um des Verfassers willen wird diese Katechismuserklärung auch außerhalb Badens Beachtung finden. . . . Die Entwicklung ist dem kindlichen Verständnis bereits angepaßt, oft so gelungen, daß sie sich direkt im Unterricht verwerten läßt. Besondre Mühe hat der Verfasser darauf verwandt, den Memorirstoff in die Entwicklung zu verweben, und wir erblicken in dieser mit Erfolg gekrönten Bemühung den Hauptwert der Erklärung. (Litteraturblatt der Deutschen Lehrerzeitung 1897, Nr. 3.)

Der berühmte Verfasser hat hier ein Werk geliefert, das frei von allem gelehrten Ballast doch in die Tiefe geht und reichen Inhalt birgt. Obwohl der Kundige die Verwertung wissenschaftlicher Bibelforschung erkennt, tritt dieser Standpunkt durchaus nicht schroff hervor. Auch solchen, die nach einem andern Katechismus zu unterrichten haben, kann diese Erklärung gute Dienste leisten. (Deutsches Protestantenblatt 1896, Nr. 33.)

Die neue Bassermann'sche Katechismuserklärung, welche aus langjähriger eingehender theoretischer und praktischer Beschäftigung mit dem Katechismus hervorgeht, dürfte allen Ansprüchen vollauf genügen. Der Preis ist im Verhältnis zum Gebotenen ein sehr mäßiger.

(Neue Badische Schulzeitung, 29. Aug. 1896.)

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig